

Im Zeichen des Löwen

1. Teil Raub im alten Bahnhof

-1-

Nach all der Aufregung in den vergangenen Wochen taten mir die paar Tage an der Ostsee richtig gut. Auch ein Meisterdieb muss dann und wann ein wenig seine Seele baumeln lassen. Man wird schließlich nicht jeden Tag Zeuge eines Mordes. Das schlug mir schon mächtig aufs Gemüt. Noch dazu, wo man mich eine Zeitlang zum Killer abstempelte. Eine unerträgliche Diskriminierung, die ich keinesfalls so stehen lassen konnte. Was blieb mir also anderes übrig, als selber an der Aufklärung des Mordes mitzuarbeiten.

Die Sache entpuppte sich als ein Familiendrama aller boneur. Leider hatte der Killer für seine Tat ausgerechnet den Zeitpunkt gewählt, als ich dem Münzhandelshaus Koch einen, zugegebener Weise unangemeldeten Besuch abstattete. Da ich selber, schon aus pazifistischen Gründen, nicht nur während der Arbeit auf eine Schusswaffe verzichte, war es mir ein besonderes Bedürfnis, die Sache in die richtigen Bahnen zu lenken. Dabei erfreute es mich natürlich besonders, den Ermittlungsbeamten stets einen Schritt voraus gewesen zu sein*.

Vorsichtig nippte ich an meinem Capuccino. Obwohl er bereits seit einigen Minuten vor mir auf dem kleinen runden Bistrotisch stand und sein einzigartiges Aroma verströmte, war er immer noch zu heiß, um ihn unbedarft zu trinken. Wie immer saß ich in der gemütlichen Nische, von der aus ich das gesamte Cafe überblicken konnte. Eine liebe Gewohnheit, die ich mir in all den Jahren, in denen ich im Braunschweiger Mövenpick bereits Stammgast bin, so angeeignet habe. Auf dem freien Stuhl neben mir hatte ich einige Papiere abgelegt, die ich studieren wollte. Wenn der Urlaub auch noch so schön war, irgendwann musste ich schließlich auch mal wieder daran denken, Geld zu verdienen. Immerhin habe auch ich meine Verpflichtungen und eine Tochter, die kurz vor dem Juraexamen steht. Was ich gerade zwischen meinen Händen hielt, war die Kanalisationskarte der Braunschweiger City. Eine zu meiner Überraschung äußerst detailliert erstellte Zeichnung, die für jedermann frei aus dem Internet heruntergeladen werden kann. Es ist erschreckend, welche Möglichkeiten sich dort für unsereins bieten. Ob es nun Baupläne öffentlicher Gebäude, Hintergrundinformationen über Prominente, oder spezifisches Wissen über den Bau von Bomben sind, mit ein wenig Übung lässt sich dies alles und noch erheblich mehr im World wide Web ermitteln.

Diese Karte also war gewissermaßen der Schlüssel zu meinem nächsten Coup, den ich wie immer, von langer Hand akribisch vorbereitete. Eigens dafür hatte ich mir während meines Urlaubs an der Ostsee eine Taucherausrüstung besorgt und in einer dort ansässigen Tauchschule einen Kurs belegt. Also doch nicht einfach nur Urlaub, aber wie heißt es so schön: sich regen – bringt Segen. Das Besondere an dieser Karte aber war, dass sie aus den dreißiger Jahren stammte und somit Details eingezeichnet waren, die noch aus jener Zeit stammten, als der gesamte Gebäudekomplex noch als Bahnhof genutzt wurde. Wie erhofft, taten sich laut Plan Wege und Gänge auf, von denen heute niemand mehr etwas ahnte. Sie lagen zum Teil unter Wasser, waren eingestürzt oder zugemauert. An mir war es nun, genau diese Gegebenheiten zu überprüfen. Sicherlich waren die meisten dieser ehemaligen Abwassertunnel inzwischen unpassierbar, aber sie boten eine ideale Chance, ungesehen und relativ einfach in das Innere der Bank zu gelangen.

„Na, wieder fleißig am Pläne schmieden?“, ließ mich die vertraute Stimme des Kellners aufblicken. „Aber sicher,“ entgegnete ich. „Der Rubel muss schließlich rollen.“ Der Mann in der schwarzweißen Livree warf einen flüchtigen Blick auf das Pergament. „Diese technischen Zeichnungen erinnern mich immer an die Schnittmuster, mit denen sich mein Holder seine exzentrischen Kleider näht, aber verstehen würde ich weder das eine noch das andere.“ Ich lächelte mildtätig. „Ich würde sicherlich nur Tassen an die Tische bringen, die nur noch zur Hälfte gefüllt sind.“ Der Ober quittierte meine Worte mit einem dankbaren Blick und wandte sich dem Nebentisch zu.

Ich nahm den Stadtplan zur Hand und überlegte, an welcher Stelle ich ungesehen in das Wasser der Oker gleiten konnte. Der Fluss ist rund um den Bahnhof nicht gerade tief, fließt aber dafür recht gemächlich dahin. Mit Stromschnellen oder dergleichen brauchte ich also nicht zu rechnen. Der

*Mike Winter, Teil 12 ‚Der Löwe‘

dunkle Neoprenanzug würde mich trotz des geringen Wasserstandes in der Dunkelheit ausreichend tarnen. Sorgen machten mir hingegen die an die Wasseroberfläche aufsteigenden Luftblasen. Des Rätsels Lösung war ein kleines Gerät, welches an die Atemmaske angeschlossen wird. Es zersetzt die verbrauchte Luft in Tausende kleiner Luftbläschen, die dann kaum sichtbar nach oben strömen.

Ich hatte mir das Gerät bereits vom Urlaubsort unter falschen Namen bestellt. Als Lieferadresse kam mir die Anschrift eines Mannes gerade recht, von dem ich durch einen Zufall wusste, dass er zur Zeit auf einer Studienreise in Südamerika weilte. Da ich die Sendung zu einem festen Liefertermin und per Barzahlung, anstatt auf Rechnung, geordert hatte, vermied ich somit alles Schriftliche, was mich bei eventuellen Nachforschungen der Polizei überführen könnte. Lässt man die Barzahlung weg, ist dies übrigens eine bequeme und äußerst günstige Art des Einkaufs. Eine Art des Trickbetrugs, den ich allerdings ablehne, da es oftmals Menschen trifft, die es weniger dicke haben.

Für den Coup, der am letzten Sonnabend im August über die Bühne gehen sollte, brauchte ich ein Wohnmobil. Schließlich konnte ich mich nicht in voller Tauchermonteur an das Steuer eines Autos setzen. Das Risiko, in eine Polizeikontrolle zu geraten, war einfach zu groß. Überdies brauchte ich für meine Ausrüstung ein Fahrzeug, in dem ich alles problemlos transportieren konnte. Am geeignetsten, um unbemerkt ins Wasser zu gelangen, erschien mir der Parkplatz an der Echternstraße, der sich vis-à-vis des Staatshochbauamtes befand. Dort würde ich ohne Aufsehen parken können und über den Neustadtmühlengraben in die Oker gelangen.

Ich bestellte mir eine weitere Tasse Capuccino und bat den Kellner um die Braunschweiger Zeitung. Mit etwas Glück würde ich darin ein geeignetes Wohnmobil finden. Hierbei galt der Grundsatz: weniger ist mehr. Soll heißen, dass ein feudales Nobelgefährt nur unnützes Aufsehen erregt hätte. Da ich das Wohnmobil nicht irgendwo entwenden wollte, hätte ein solches Fahrzeug darüber hinaus mein angegriffenes Budget sicherlich bei weitem überschritten. Stehlen kam deshalb nicht in Frage, weil man bei der Vorbereitung eines großen Coups alles vermeiden sollte, was einem im Nachhinein den Hals brechen könnte.

Die Bedienung brachte den bestellten Capuccino und setzte ihn freundlich nickend vor mir auf dem Tisch ab. Unter seinem Arm klemmte die BZ. Er räumte die leere Tasse ab und verschwand so wortlos wie er gekommen war. Sein gekonnter Augenaufschlag entging mir auch dieses Mal nicht. Obwohl ich ihm schon mehrfach dezent zu verstehen gegeben hatte, dass ich nicht auf seiner Seite des Flusses fische, zeigte er nach wie vor Ausdauer. Gott weiß, was ihn an meiner Erscheinung derart reizte.

Ich schüttelte verlegen den Kopf und richtete mein Augenmerk auf die Zeitung. Der Teil, in dem die Redaktion die Anzeigen untergebracht hatte, fiel an diesem Donnerstag recht mager aus. Außer einigen PKW, Motorrädern und einem Pferdeanhänger fand sich nichts. Was nicht weiter tragisch war, weil ich noch das Wochenende und die gesamte nächste Woche Zeit hatte, um das richtige Fahrzeug zu finden. Notfalls blieb mir ja auch noch das Internet.

„Hallo Paps,“ riss mich eine wohlbekannte Stimme aus meinen Gedanken. Sie gehörte zu Claudia, meiner Tochter. Ich tat einen überraschten Blick auf die Uhr über dem Eingang. „Die Vorlesungen schon zu Ende?“ „Ja, ja und ich habe brav aufgepasst und jede Menge gelernt,“ grinste sie schief. „Du solltest allmählich wissen, dass ich mein Studium sehr ernst nehme,“ sagte sie vorwurfsvoll. Ich verzog beschämt das Gesicht. Natürlich hatte sie recht, manchmal nahm ich es mit meinen Vaterpflichten ein wenig zu genau, aber seit dem Tode von Claudias Mutter fühlte ich mich um so mehr in der Verantwortung. Sie ahnte nichts von meinem Doppelleben. Für sie war ich nach wie vor als freier Mitarbeiter eines großen Braunschweiger Architektenbüros angestellt. Ich hatte ihr nie gebeichtet, dass ich nach Astrids Tod nicht nur meinen Lebensmut, sondern auch meinen Job verloren hatte. Wie hätte ich ihr gestehen sollen, dass ich ihr Studium inzwischen mit Einbrüchen verdiente? Eine Welt wäre für sie zusammengebrochen! Und genau deshalb durfte sie auch nie erfahren, was ich des Nachts trieb!

„Schläfst du heute zu Hause, oder übernachtetest du wieder bei deinem Lover?“ Claudia stierte mich vorwurfsvoll an. „Du weißt, dass ich es nicht leiden kann, wenn du derart abwertend von Alexander sprichst!“ „Entschuldige,“ verdrehte ich die Augen. „Er ist natürlich nur ein guter Freund,“ fügte ich verschmitzt hinzu. „Alex ist mehr als nur ein Freund,“ widersprach Claudia energisch. „Also ist er doch dein Lover?“ „Vater!“, empörte sie sich so energisch, dass die Leute an den Nachbartischen auf uns aufmerksam wurden.

Ich liebte es, wenn ich sie aus der Reserve locken konnte, denn immer dann war sie ihrer Mutter besonders ähnlich. Ihre Wimpern flatterten dann vor Erregung und das kleine Grübchen an ihrem Kinn

wurde ebenso rosa wie das von Astritt. „Du schaffst es immer wieder, mich mit deinen kleinen Spielchen auf die Palme zu bringen.“ Ich grinste breit. „So lange du noch merkst, dass ich nur Spaß mache, ist es doch in Ordnung – oder?“ Claudia seufzte. „Warum falle ich nur jedes Mal wieder darauf herein?“ Ich ergriff ihre Hand und strich über die schlanken Finger. „Weil du genauso liebenswert bist wie deine Mutter es war.“ Unsere wehmütigen Blicke trafen sich. „Du vermisst sie sehr,“ sinnierte das blauäugige, hübsche Mädchen, dass nicht nur wie ihre Mutter reagierte, sondern dieser auch noch verdammt ähnlich sah. Ich lächelte versonnen, kaum merklich dabei nickend. „Fragst du aus einem bestimmten Grund?“ kam sie auf meine ursprüngliche Frage zurück. „Eigentlich nicht,“ druckste ich herum. „Ich dachte nur, wir könnten mal wieder etwas zusammen unternehmen.“ „Oh, das tut mir leid, aber heute Abend wollten wir uns eigentlich mit einigen Freunden treffen.“ Ich bemühte mich, meine Enttäuschung nicht zu zeigen. „Das macht doch nichts, war nur so eine Idee von mir.“ „Sei nicht traurig, wir können den Abend ja bei Gelegenheit nachholen,“ versprach Claudia. „Ja, ja, mach dir keine Gedanken, ich werde mich schon nicht langweilen.“ „Wirklich nicht?“ „Ganz bestimmt!“

-2-

Ich langweilte mich nicht. Es gab noch genügend Vorbereitungen, die vor allem in Hinsicht auf das technische Equipment getroffen werden mussten. Eines war klar, wenn ich auch einen ungewöhnlichen Einstiegsort gewählt hatte, um in die Bank zu gelangen, so konnte ich trotzdem nicht damit rechnen, dass es ein Spaziergang werden würde. Ich musste damit rechnen, dass die Sicherheitsexperten modernstes Know-how aufgeboten hatten, um jede nur erdenkliche Möglichkeit eines eventuellen Einbruchs auszuschließen.

Bei all dem technischen Schnickschnack durfte ich meine Assistentin nicht vergessen. Ohne sie wäre dieser Coup, genau wie viele andere zuvor, nicht durchführbar gewesen. Und dessen war sich die liebe Charlett durchaus bewusst. Als ich das kleine Rhesusäffchen vor einigen Jahren von einem Leierkastenspieler übernommen hatte, wusste ich nicht, auf was ich mich einließ. Der Mann mit der Drehorgel war mein Freund und der Ort, an dem ich mein Versprechen gegeben hatte, war sein Sterbebett. Was also blieb mir anderes übrig, als zu meinem Wort zu stehen. Davon ab, inzwischen sind Charlett und ich ein Superteam. Wenn da nur nicht immer ihre verdammt Eifersucht wäre.

Nichtsdestotrotz fühlte ich mich Mitte der folgenden Woche bestens vorbereitet. Was nun noch fehlte, war das bereits erwähnte Wohnmobil. Zwei in Frage kommende Fahrzeuge hatte ich mir bereits am Wochenende angesehen. Leider erwiesen sich beide für meine Zwecke ungeeignet. Während mir das eine Mobil als zu protzig erschien, war das andere in einem derart schlechten Zustand, dass ich mir damit nach erfolgreichen Coup wahrscheinlich den Hals abgefahren hätte. Ich fragte mich, wie um alles in der Welt der Besitzer die nagelneue Tüvplakette bekommen hatte. Mit rechten Dingen konnte es dabei wohl kaum zugegangen sein.

Die Sonne stand bereits so tief, dass sie mich zwischen den Silos der Hafentladung hindurch blendete. Ich steuerte meinen kupfermetalllicfarbenen Mazda ZX auf der A391 stadtauswärts in Richtung Gifhorn. Das nächste Dorf nach Meine war Ausbüttel. In der Töpfergasse 32 wollte ich mir ein weiteres Wohnmobil ansehen. Die Besitzerin schien eine Frau mittleren Alters zu sein. Zumindest klang ihre Telefonstimme dementsprechend. In ihrer Annonce hatte sie keinen Preis genannt und auch während unseres Gespräches tröstete sie mich mit den Worten, man werde sich schon einigen. Meine Erwartungen waren nicht allzu groß, aber warum sollte ich mir das Fahrzeug nicht zumindest ansehen?

Die Töpfergasse befand sich in unmittelbarer Nähe zur Kirche. Bislang war mir der Ort nur von einigen Durchfahrten bekannt, wenn ich die alte Salzstraße in nördlicher Richtung befuhr. Ich musste eine Weile suchen, bis ich das Haus mit der angegebenen Nummer entdeckte. In der offenen Garage sah ich schließlich das Objekt meiner Begierde, einen VW Bulli älteren Baujahrs, umgebaut zu einem Campingbus. Wenn der Wagen technisch auch nur noch halb so gut in Schuss war, wie sein Äußeres den Anschein gab, war er genau das Richtige für mich.

Während ich den Wagen interessiert betrachtete, kam eine freundlich lächelnde Dame auf mich zu. Es handelte sich um eine durchaus attraktive Erscheinung, die meinem Dafürhalten nicht älter als Mitte Vierzig sein konnte. Langes blondes Haar wallte verspielt über ihre schmalen Schultern. Ihre schlanken Beine steckten in einer hautengen schwarzen Markenjeans. Rotblaue Turnschuhe betonten ihr sportliches Äußere.

„Sie sind sicher der Herr, mit dem ich vorhin telefoniert habe,“ mutmaßte sie, während sie mir die Hand entgegenstreckte. „Reuter,“ log ich. „Das ist dann wohl das gute Stück, von dem Sie sich trennen wollen?“, deutete ich kopfnickend auf den Bulli. „So ist es,“ seufzte sie. „Leicht trenne ich mich nicht, es stecken so viele schöne Erinnerungen darin, aber davon, dass er hier herumsteht, wird er sicher nicht besser.“ „Das ganz sicher nicht,“ bekräftigte ich ihren Standpunkt. „Seit dem Tod meines Mannes ist der Wagen nicht mehr von der Stelle bewegt worden. Ich weiß nicht mal, ob er noch läuft.“ So sehr sich die adrette Frau auch bemühte, ihren Seelenschmerz zu überspielen, so blieb er mir doch nicht verborgen. „Wenn ich Ihnen im Nachhinein noch mein Beileid aussprechen darf?“ Sie sah mich innerlich tief berührt an und nickte kurz. Schließlich streckte sie mir die Wagenschlüssel entgegen. „Starten Sie ihn!“ „Wie lange stand der Wagen?“, fragte ich, um auf diesem Wege auch meine Interesse am Tod ihres Mannes zu stillen. „Nächste Woche werden es fünf Monate,“ bekundete sie schwermütig. Obwohl ich mir nicht vorstellen konnte, dass die Batterie nach solch langer Zeit auch nur einen einzigen Mucks abgeben würde, schloss ich die Fahrertür auf und klemmte mich hinter das Lenkrad. Sitze und Armaturen waren in tadellosem Zustand. Als ich den Schlüssel im Zündschloss drehte, bestätigte sich meine Befürchtung. Die Batterie vermochte gerade noch die Kontrolllampen zum Glimmen zu bringen. Vom Anlasser war nicht einmal mehr ein müdes Schnurren zu vernehmen. „Tja, da ist auf diese Weise nichts mehr zu machen.“ „Und nun?“, fragte sie entgeistert. „Nun werde ich meinen Wagen dicht hinter die Motorklappe fahren und Ihnen Starthilfe geben.“ Aus ihren Augen schlug mir hilfloses Entsetzen entgegen. „Keine Angst, Sie brauchen nichts weiter zu tun, als den Wagen auf mein Kommando hin zu starten.“

Nach anfänglichen Zögern konnte ich sie schließlich überreden. Beim dritten Versuch, der gleichzeitig der letzte sein sollte, lief der Motor an. Zunächst noch etwas unrund, aber schließlich ohne jegliches Murren. Über den Preis waren wir uns schnell einig. Er bewegte sich in dem Rahmen, den ich mir zuvor gesetzt hatte. Ich bezahlte die Summe selbstverständlich in bar und versprach den noch angemeldeten Wagen baldmöglichst umzumelden, was die Sache wesentlich vereinfachte. Für die paar Tage bis zum geplanten Coup konnte ich, ohne dass irgend jemand Verdacht schöpfen würde, den Bulli unter dem Namen des Verkäufers weiter fahren. Der ebenfalls noch bestehende Versicherungsschutz war dabei die Sahne obenauf.

-3-

„Ich weiß, mein Schatz, ich habe dich sehr lange warten lassen, aber manchmal geht es halt nicht anders.“ Charlett machte ein angefressenes Gesicht und strafte mich mit Ignoranz. Wenn ich meiner Assistentin inzwischen auch beigebracht hatte, dass sie nicht auf jeder Affenhochzeit mitfeiern konnte, wenn sie zu lange in ihrem Zimmer allein bleiben musste, fand sie es, trotz Fernseher und Stereoanlage, unerträglich langweilig. Selbst die mitgebrachten Bananen konnten da nicht für einen Stimmungsumschwung sorgen. Überdies konnte ich mich des Eindrucks nicht erwehren, dass Charlett mit jeder neuen Übung, die sie erlernte, zickiger wurde. Ein Phänomen, welches ich bislang nur von frühreifen Girlis kannte. Wer will da noch bestreiten, dass der Mensch vom Affen abstammt?

Nach dem wir zusammen Abendbrot gegessen hatten, hatte sich auch ihr Schmollmund verzogen und Charlett war wieder so lieb wie sie es eigentlich meistens ist. So ein Äffchen will beschäftigt werden. Was liegt da also näher, ihren angeborenen Spiel- und Wissenstrieb für meine Zwecke auszunutzen? Rhesusaffen sind von Natur aus kleinwüchsig. Sie werden in der Regel zwischen 45 und 65 Zentimeter groß. Ihr Gewicht überschreitet selten die 10 Kilogramm Marke. Was Charlett betraf, verstieß sie natürlich auch gegen diese Regel. Sie war gerade mal 38 Zentimeter und wog ganze 4,5 Kilogramm. Ein Umstand, der unserer Sache natürlich mehr als gelegen kam.

„Hast du Lust auf unser neues Spiel?“, fragte ich Charlett augenzwinkernd. Ich wusste genau, dass sie nichts lieber tat, aber wenn ich es gewagt hätte, über ihren Kopf hinweg zu entscheiden, wäre sie stur und beleidigt gewesen. Hundskopffaffen wollen eben gefragt werden. Man kann sich vorstellen, wie lange ich gebraucht hatte, um dieses Verhaltensmuster in die richtigen Bahnen zu lenken. Es ist nicht viel anders als die Erziehung eines Kindes. Nur mit dem Unterschied, dass so ein Affe zwar ebenfalls schlauer, aber nie erwachsen wird.

Charlett und ich spielten also unser Spiel. Dieses Mal bestand es darin, durch ein 9 Zentimeter breites Loch zu schlüpfen, einige Regale zu erklimmen und kleine Bündel aus zugeschnittenen Zeitungspapier durch das Loch zu stecken, hinter dem ich mit einer Tasche wartete. Es ist wohl nicht schwer zu erraten, um was für Bündel es sich dabei handelte. Erschwerend dabei kam hinzu, dass der

von mir nachgebaute Tresorraum, so realitätsnah wie möglich von Lichtschranken durchschnitten war. In dem dunklen Raum waren die Strahlen gut sichtbar, ihre Anordnung erforderte dennoch Charletts volle Aufmerksamkeit. Sie machte ihre Sache diesmal ausgezeichnet, bewegte sich zwischen den Lichtlinien so elegant und behände, dass man glauben konnte, sie schwinde sich ganz wie in ihrer indischen Heimat zwischen Baumstäben und Lianen.

Nach 20 Minuten hatte ich die Tasche voll und damit genug Zeitungsbindel zusammen, um an den Rückweg zu denken. Ein besonderes Problem blieb bislang allerdings noch ungelöst. Es ging um Charletts Transport. Wie um alles in der Welt sollte ich mit ihr durch die Oker tauchen? Ich konnte ihr schließlich keinen Taucheranzug anlegen. Wenngleich die Vorstellung, den kleinen Affen mit Schwimmflossen vor mir zu sehen, ein leichtes Schmunzeln in mir hervorrief. Ein wasserdichter Behälter war leicht zu besorgen, doch woher sollte ich wissen wie viel Atemluft sie während unseres Tauchgangs benötigte? Dazu kam es, dass die mit Sauerstoff gefüllte Box das Bestreben hatte, an die Wasseroberfläche zu gelangen. Es half nichts, ich musste auch dies durch vorsichtige Tests ausprobieren.

Tags darauf traf ich meine letzten Vorbereitungen für den bevorstehenden ersten Tauchgang. Um die örtlichen Gegebenheiten unter Wasser und in den alten Kanälen unterhalb der Bank optimal auszukundschaften, war es unabdingbar bereits in den verbleibenden beiden Nächten, vor dem Tag X, einige Tauchgänge zu unternehmen. Dabei wollte ich auch Charletts neue Tauchbox ausprobieren. Nur so konnte ich mögliche Hindernisse frühzeitig erkennen und aus dem Weg räumen. Überdies war es von größter Wichtigkeit, einen Zeitkorridor zu bekommen, der so realistisch wie möglich war, denn vom Abschalten der ersten Alarmanlage bis zum Check durch den eingebauten Sicherheitsmechanismus der zentralen Computeranlage blieben mir im Idealfall nicht mehr als 58 Minuten.

Es war mein zweiter nächtlicher Tauchgang. Anders als am Abend zuvor, steuerte ich den Parkplatz an der Echternstraße erst sehr spät an. Die nahegelegene Diskothek lockte mit Beginn des Wochenendes, wie erwartet, mehr Nachtschwärmer an. Da ich das Wohnmobil etwas abgelegen und so dicht wie möglich am Wasser parkte, war es von der vorderen Seite des Platzes nur schemenhaft auszumachen. Die in der Nähe befindliche Laterne hatte ich bereits am Vorabend außer Betrieb gesetzt. Da ich, während ich mich umzog, gänzlich auf eine Beleuchtung verzichten musste, kamen mir die vielen Male, in denen ich das Anlegen der Tauchausrüstung geübt hatte, jetzt zustatten.

Bevor ich den Bulli verließ, sondierte ich den Parkplatz mit einem Infrarotfernglas. Erst als ich sicher sein konnte, dass sich niemand in der Nähe aufhielt, begab ich mich an den Seitenarm der Oker und tauchte in das kalte Nass. Umgeben von nichts als Dunkelheit war es alles andere als einfach, die Orientierung zu behalten. So geräuschlos wie möglich glitt ich durch das ruhig dahin plätschernde Wasser. Jeder Lichtschein hätte mich bis zum Erreichen der Unterführung am Kalenwall verraten können. Da die Sicht annähernd Null war, musste ich äußerst vorsichtig zu Werke gehen. Übertriebene Eile war hier fehl am Platze.

Es waren die Beinschläge, die ich gedanklich mitzählte, um wenigstens auf diese Weise zu so etwas wie Anhaltspunkten zu kommen. Die Beschwerung der Transportkiste, mit der ich Charlett in die Bank bringen wollte, bewährte sich gut. Anstelle des Affen hatte ich ein mit 4,5 Kilogramm Sand gefülltes Säckchen mitgenommen. Fünfzehn, sechzehn, siebzehn Züge, dann etwa um 15 Grad nach links. Weitere zwanzig Beinschläge mit den Flossen und ich tauchte ein, in die totale Finsternis der Unterführung, die mich bis direkt an den Schacht brachte, durch den ich unter die Bank gelangen würde. Hier unten war ein Vorankommen ohne Licht nicht mehr möglich, aber hier verlor sich der Schein meiner Unterwasserlampe an den glitschigen Wänden des Kalenwalls.

Um problemlos in das etwa einen Meter über der Wasseroberfläche befindliche Betonrohr zu gelangen, hatte ich in der vorangegangenen Nacht an dieser Stelle eine Steckleiter angebracht. Mit der schweren Ausrüstung, die ich in dieser Nacht mit mir führte, wäre ich ohne diese Hilfe sicher nicht hinauf gelangt. Nach einigen Minuten hatte ich die Stelle erreicht, hinter der sich nach meinen Berechnungen der alte Regenwasserschacht befinden musste. Er stammte noch aus der Zeit, in der das jetzige Tagungs- und Ausstellungsgebäude der Norddeutschen Landesbank ein Bahnhof war.

In den historischen Aufzeichnungen des Ottmerbaus, die in der Wolfenbüttler Herzog August Bibliothek eingesehen werden konnten, war mit einiger Phantasie zu sehen, dass er bis unter die jetzigen Tresorräume der Bank führte. Da es sich um denkmalgeschützte Bausubstanz handelte, mussten sich die Architekten der Neuzeit darauf beschränken, besagten Schacht an eben dieser Stelle

zuzumauern und mit einigen Alarmanlagen zu versehen. Genau dies war die Schwachstelle, an der ich ansetzen wollte.

Das mit gerade mal 80 Zentimeter im Durchmesser, äußerst enge Rohr, machte genaues Messen nach herkömmlicher Art, mit Zollstock und Kreide, beinahe unmöglich. Um auf der sicheren Seite zu sein, nutzte ich einmal mehr ein kleines technisches Hilfsmittel, was mir schon des öfteren gute Dienste geleistet hatte. Ein am Einstieg zur Röhre angebrachter Empfänger warf den von mir mittels eines Senders abgegebenen Laserstrahl zurück und ließ somit eine auf den Millimeter genaue Messung zu. Nach den alten Plänen sollte sich der Mittelpunkt des Schachtes bei exakt 19,80 Meter befinden, gerechnet vom Einstieg. Dass sich das Ende des Blindschachtes auch noch oberhalb des Abwasserrohres befand, machte die Sache nicht einfacher.

Ein Presslufthammer oder gar Sprengstoff verbot sich schon auf Grund des Lärms, den beides verursacht hätte. Die gute alte Art mit Hammer und Meißel schied wegen des hohen Zeitaufwandes aus. Die kleine, durch einen Akku angetriebene Allroundmaschine, die ich vor einigen Jahren auf der Harz und Heide Messe erstanden hatte, war für diese Arbeit das am besten geeignete Werkzeug. Natürlich konnte der kleine Trennjäger nicht mit Drehzahlen aufwarten, die eine herkömmliche Flex bot, doch die spezialgehärtete Trennscheibe machte dieses Manko schnell vergessen. Es war erstaunlich, mit welcher Leichtigkeit sich das Gerät in den Beton fraß. Die aufgesetzte Tauchermaske schützte mich während der Arbeit vor dem ungeheuren Staub und versorgte mich gleichzeitig mit Sauerstoff.

Nach etwas mehr als einer halben Stunde stieß ich auf eine Ziegelsteinmauer aus gebranntem Ton. Ich hatte mein nächstes Etappenziel erreicht. Noch wusste ich nicht, wie dick die Mauer sein würde, die mich von dem alten Schacht trennte, aber allein die Gewissheit, dass der Schacht tatsächlich vorhanden war und dass ich ihn an der genau berechneten Stelle gefunden hatte, ließ mein Herz schneller schlagen. Ich wechselte den Schneidvorsatz gegen einen Bohrkopf und machte mich erneut ans Werk. Diesmal begnügte ich mich allerdings mit einem 13 Millimeter starken Loch, welches ich vorsichtig durch die Wand trieb. Als ich keinen Widerstand mehr spürte, zeigte der Tiefenanschlag 36 Zentimeter. Nachdem ich den Bohrer zurückgezogen hatte, kam eine Videosonde zum Einsatz. Warum sollte sich nicht auch ein Dieb die Errungenschaften der Mikrochirurgie zu nutze machen?

Dank des kleinen LCD Bildschirms auf meinem Handy konnte ich jede Einzelheit erkennen, die sich jenseits der Mauer befand. Die Videoaufnahme speicherte ich, um sie später ausführlich und in Ruhe zu analysieren. Für diese Nacht hatte ich genug gesehen. Den größten Teil meiner Ausrüstung deponierte ich so in dem herausgebrochenen Teil der Röhre, dass sie auch bei einem Anstieg des Wasserstandes in der Röhre nicht fortgerissen werden konnte. Auch wenn laut Wetterbericht in den kommenden Tagen nicht mit nennenswerten Regenfällen zu rechnen war, konnte ich diesen Umstand in meinen Planungen nicht einfach unberücksichtigt lassen.

Auf meinem Weg zurück zum Einstieg unter dem Kalenwall begegnete mir ein weiterer nächtlicher Besucher. Eine Bisamratte, die sich trotz meines Näherkommen nur sehr zögerlich zurückzog. Irgendwie wirkte das Tierchen wie mein ehemaliger Chef auf mich. Nichts gegen den armen Nager, aber die pfeifenden Geräusche, die der Nachtschwärmer bei seinem Rückzug abgab, ähnelten den wütenden Lauten, die ich von meinem Vorgesetzten in gewissen Situationen gewohnt war. Wobei sich *die vierbeinige Ratte* aus meinem Sichtfeld entfernte.

Auch ich entfernte mich zusehends von der Steckleiter, die ich am Einstieg zum Regenwasserrohr zurückließ. Es war nicht damit zu rechnen, dass sie irgend jemand entdecken würde. Mit Angestellten der Stadtwerke oder Arbeitern, die am Wochenende an genau dieser Stelle der Kanalisation zu tun hatten, musste ich nicht rechnen. Noch im Bereich unterhalb der Straße schob ich mir die Tauchermaske über Mund und Nase und tauchte ab. Der verbliebene Sauerstoff würde gerade noch ausreichen, um die Strecke zum Parkplatz zurückzulegen.

Wieder zählte ich die Beinschwünge, mit denen mich die Taucherflossen lautlos durch den Graben gleiten ließen. Als ich meinte, die richtige Stelle zum Auftauchen erreicht zu haben, regte ich vorsichtig den Kopf aus dem Wasser. Der alte Bootsanleger und die Eisensprossen, über die ich zuvor ins Wasser gelangt war, lagen etwa fünf, sechs Meter hinter mir. Beim Zählen meiner Beinschwünge hatte ich nicht berücksichtigt, dass ich durch die zurückgelassene Ausrüstung auf dem Rückweg leichter war und somit etwas schneller durch das Wasser glitt.

In diesem Falle kein Beinbruch, da ich weit und breit keine Menschenseele ausmachen konnte. Ich schwamm das kurze Stück also relativ zufrieden zurück und schob mich an den Sprossen nach oben. Als ich die Tauchermaske abzog, war mir, als vernahm ich ein Geräusch. Ich hielt inne, zwang meine

Atmung zur Ruhe und lauschte. Nichts! Ich musste mich geirrt haben, denn außer dem Bulli war hier bis zu einer Entfernung von fünfzig Metern kein anderes Fahrzeug abgestellt. Ich schüttelte irritiert den Kopf und konzentrierte mich darauf, die schwere Sauerstoffflasche von meinem Rücken zu laden. In diesem Moment vernahm ich es wieder. Dasselbe merkwürdige Geräusch, welches ich auch schon zuvor bemerkt hatte. Dieses Mal jedoch schien es um einiges lauter gewesen zu sein. Ich hielt die Ohren in den Wind, lauschte und hörte plötzlich lautes, tierisches Gegrünze, das zweifelsohne aus dem Inneren meines Wohnmobils kam. Aber ich hatte doch abgeschlossen, schoss es mir durch den Kopf. Ich griff in die Tasche, in der ich den Wagenschlüssel wähnte und erschrak. Die Tasche war leer. Schnell überprüfte ich auch die anderen Taschen meiner Montur. Hatte ich den Schlüssel verloren, oder womöglich in der Wagentür stecken gelassen? Es war müßig, sich jetzt den Kopf darüber zu zerbrechen. Fakt war, dass ihn irgend jemand gefunden hatte und nun dort war, wo ich hin wollte. Wer auch immer sich meinen Wagen ausgesucht hatte, um darin irgendwelche Spielchen zu betreiben, konnte später ein Zeuge gegen mich sein.

Vorsichtig blickte ich in das Wageninnere, aber außer den in der Dunkelheit nur vage erkennbaren Konturen diverser Einbauschränke war nichts auszumachen. Das rhythmisch auftretende Grunzen jedoch riss nicht ab. Fast glaubte ich an ein Tier, doch welches Wildschwein hätte sich mit einem Schlüssel Einlass verschaffen können? Entsprechend meiner Aufmachung wäre an dieser Stelle eine Harpune oder irgendeine andere Waffe nicht schlecht gewesen, doch dann hätte ich gegen meinen obersten Grundsatz verstoßen müssen: keine Waffen.

Wenn ich nicht als Froschmann in den Knast wandern wollte, blieb mir also nichts anderes übrig, als der Sache auf den Grund zu gehen. Um nicht gleich erkannt zu werden, setzte ich die Tauchermaske wieder auf. Da ich nicht wusste, was mich im Inneren des Wohnmobils erwarten würde, versuchte ich so lautlos wie möglich vorzugehen. Behutsam öffnete ich die Fahrertür. Das diffuse Licht der Innenraumbeleuchtung schaltete sich ein. Ich schwang mich, so gut wie es eben in einem Taucheranzug möglich ist, hinter das Steuer. Dabei löste ich durch eine Unachtsamkeit die Hupe aus. Ich drehte mich in den Gang, der zwischen den Vordersitzen nach hinten in den Wohnbereich führte und richtete mich so gut es ging auf.

Es dauerte einige Sekunden, bis ich eine dunkle Gestalt ausmachte. Und hätte die Person nicht panikartig geschrien, als sie mich erblickte, wäre sie mir wohl noch um einige Zeit länger verborgen geblieben. Dem Schrei folgte ein lautes Scheppern, eine Flasche rollte über den Fußboden, ein herber Geruch von billigem Fusel schlug mir entgegen. „Um Himmels Willen, es gibt euch also doch!“, stellte er fest, während er noch immer wie festgenagelt auf dem Bett kauerte. „Lasst mich gehen, sucht euch einen anderen, den ihr entführen könnt!“, ereiferte sich der völlig verstörte Mann. „Bitte, lass mich gehen, ich verspreche auch, nie wieder einen Schluck anzurühren.“

Offensichtlich wollte der Penner ausgerechnet in meinem Wagen seinen Rausch ausschlafen. Wohl immer noch unter dem Einfluss einer nicht unerheblichen Menge Alkohols und meines, Zugegebenerweise skurrilen Erscheinungsbildes, wähnte er wohl einen Außerirdischen vor sich, der ihn zum Zwecke der Forschung entführen wollte. Als ich ihn mit meiner Taschenlampe anstrahlte, um zu sehen, ob er in irgend einer Weise bewaffnet war, rastete er völlig aus. Seine schreckgeweiteten Augen flatterten vor Erregung, sein aschfahles Gesicht wechselte in tiefstes Rot und mit seinen Händen fuchtelte er wild um sich.

Mit dem Mute der Verzweiflung stürzte er sich plötzlich auf mich, schubste mich nach hinten und riss die Schiebetür des Bullis zur Seite hin auf. Ehe ich auch nur ein einziges Wort sagen konnte, verschwand er schreiend in der Dunkelheit der Nacht. Einen Moment lang sah ich ihn noch in dem Licht einer Laterne, dann war er gänzlich verschwunden. Niemand würde ihm seine Geschichte glauben. Jetzt kam es mir zu Gute, dass ich sicherheitshalber die Zulassungskennzeichen verfälscht hatte. Von dieser Seite brauchte ich mir keine Gedanken machen, doch mit jeder Minute, die ich hier draußen in Tauchermonteur herumstehen musste, wurde es für mich gefährlicher. Besorgt blickte ich mich um, doch in den Häusern rings um den Parkplatz war alles ruhig geblieben. Trotzdem mahnte ich mich zur Eile, aber wo nur hatte der Penner den Schlüssel gelassen? Womöglich trug er ihn noch bei sich. Egal, um lange danach zu suchen, war nun wirklich nicht die Zeit. Ich entschloss mich den Wagen einstweilen kurz zu schließen. Man soll sein Glück nicht überstrapazieren. Das Resümee dieser Sache war, dass man die Unwillen des Schicksals nie ganz ausschließen kann.

Im Zeichen des Löwen

Teil 2 Wenn der Rubel rollt

-1-

Bereits seit einigen Wochen bereitete ich mich auf meinen nächsten Beutezug vor. Unter anderem ging es darum, einen Mann zu beobachten, und zwar einen ganz bestimmten Mann, dessen Gewohnheiten mir in Fleisch und Blut übergehen mussten. Die kleine Videokamera, mit der ich quasi jede seiner Bewegungen auf Super 8 festhielt, erleichterte mir diese Arbeit kolossal. Eigentlich war Hans – Georg Kaschinski ein ganz normaler Mensch mit all seinen Vorlieben, Lastern und auch guten Seiten. Vor allem aber legte er größten Wert auf ein gepflegtes Äußeres.

Er hatte ein feingeschnittenes Gesicht. Sein dunkles, von grauen Strähnen durchzogenes Haar war trotz seines Alters immer noch dicht. Die Statur wurde vom Fettansatz an der Taille geprägt. Trotz des warmen Sommerwetters verzichtete er weder auf ein Jackett noch auf eine ordentlich gebundene Krawatte. Unter einer dazu passenden Hose in einem beigen Pastellton traten braune Lederschuhe eines italienischen Modedesigners hervor. Das Parfüm, das er benutzte, duftete wie eine frisch gemähte Frühlingswiese. Er war Mitte Vierzig und aus Überzeugung Junggeselle, was nicht hieß, dass er den weiblichen Reizen nicht gern Tribut zollte.

An diesem Abend war ich ihm in die ‚Tanztenne‘ am Ebertal gefolgt. Wie an jedem zweiten Abend befand er sich auch dieses mal auf Damenschau. Dabei hatte er seine eigene recht erfolgreiche Masche vom biedereren Geschäftsmann entwickelt. Wobei es nicht selten geschah, dass er von einer Verflommenen auf ein Gläschen eingeladen wurde. Wenn sich im Laufe des Abends keine Alternative ergab, griff er nicht selten auf Altbewährtes zurück.

Sie fragen sich sicher, weshalb mich der Betreffende derart interessierte? Nun gut, ich will es Ihnen verraten – zumindest zum Teil. Es geht darum, dass ich zu gegebener Zeit seinen Platz einnehmen werde. Mehr möchte ich an dieser Stelle allerdings noch nicht preisgeben. Ach ja, ich habe mich Ihnen ja noch gar nicht vorgestellt. Ich bin der Löwe – zumindest werde ich von den Braunschweigern so genannt, weil ich bei jedem meiner Einbrüche die Kratzspuren einer Löwenpranke hinterlasse. Ich bin also ein Einbrecher, wie Sie ganz richtig erraten haben. Natürlich kein alltäglicher, wie Sie sich ebenfalls denken können. Ich bin ein Meisterdieb!

Waffen und übertriebene Gewalt sind mir ein Gräuel. Eine gute Vorbereitung, Witz und Ideen sind meine Maxime. Ich bin sicher kein Robin Hood der Neuzeit, aber ich achte schon darauf, meine Beutezüge dorthin zu konzentrieren, wo ich niemanden schädige, der ohnehin nicht viel hat. Das bin ich mir selber schuldig, vor allem aber meiner Tochter, die im letzten Semester Jura studiert und der ich ansonsten sicher nicht in die Augen schauen könnte. Zumal Claudia seit dem Tod ihrer Mutter das einzige ist, was mir verblieb. Sie wollen wissen, wie ich zu einem Einbrecher wurde? Werden Sie mal mit 45 Jahren arbeitslos! Nach einem Jahr ohne Job und Hunderten Bewerbungen blieb nur noch Hartz IV, was zu wenig zum Leben und zum Sterben zuviel war. Was blieb mir also anderes übrig, als meine ganz spezielle Ich AG zu eröffnen? Zumindest der Erfolg gibt mir recht. Als Ingenieur weiß man schließlich, was man kann.

Überhaupt, die richtige Ausbildung ist alles. So belegte ich extra für mein neuestes Vorhaben einen Abendkurs in kreativer Gestaltung. Wobei der Schwerpunkt in der Herstellung von Silikonmasken und deren lebenschte Gestaltung lag. Wenn ich in die Haut eines anderen schlüpfen wollte, war dessen Äußeres schließlich ebenso wichtig wie sein Verhalten. Doch damit war noch nicht der aufwendigste Teil der Vorbereitungsarbeiten erwähnt. Tagsüber war ich damit beschäftigt, Kaschinski und dessen Kollegen kreuz und quer durch Braunschweig zu folgen. Überall dort, wo die beiden Geldtransportfahrer ihre kostbare Fracht entgegen nahmen, musste ich die örtlichen Gegebenheiten überprüfen, um am Ende, das für mich am geeignetsten erscheinende Objekt auszuwählen.

Wenn mich dieser Job in den vergangenen Wochen somit auch völlig unter Beschlag genommen hatte, so konnte ich doch davon ausgehen, dass sich dieser Coup lohnen würde. Dass ich dieses Geld, genau wie die Beute aus vorangegangenen *Arbeitseinsätzen*, zu dem weitaus überwiegenden Teil für viele Jahre ruhen lassen musste, war zwar schmerzlich, aber wegen einer möglichen Registrierung der Banknoten unumgänglich. Darüber hinaus wäre es in meinem direkten Umfeld sicherlich aufgefallen, wenn ich plötzlich mit dem Geld um mich geworfen hätte. Was sprach also dagegen die Beute in die Schweiz zu schaffen um sie dort gewinnbringend anzulegen?

Über all die Arbeit war es Ende September geworden. Zum ersten Mal seit etlichen Tagen hatte ich mir an diesem Morgen endlich die Zeit genommen, mein Lieblingscafe am Welfenhof aufzusuchen. Den ganzen Sommer über und auch jetzt noch, da es die Witterung erlaubte, bestand im Mövenpick die Möglichkeit, vor dem Cafe in der Fußgängerzone zu frühstücken. Wann immer ich dazu Gelegenheit bekam, nutzte ich sie und verzichtete sogar auf meinen angestammten Platz in einer kleinen Nische.

„Oh, der Herr Architekt,“ begrüßte mich der Kellner hochofren. „Schön, Sie wieder einmal bei uns begrüßen zu dürfen.“ „Ich muss zugeben, Sie haben mir gefehlt,“ gestand ich lächelnd ein. „Ach, Sie Schlimmer, Sie reden doch sicher von unserem Cafe und nicht von mir – oder?“ „Nun ja,“ versuchte ich mich so diplomatisch wie möglich aus der Affäre zu ziehen. „Ihre stets zuvorkommende Bedienung hat mir natürlich genauso gefehlt, wie die anheimelnde Atmosphäre in diesem Cafe.“ Der Mann in der schwarzweißen Livree grinste verschmitzt. „Das haben Sie jetzt aber nett gesagt.“ Das fand ich auch.

„Einmal das Frühstück Speziale, wie immer?“, erkundigte er sich mit hochgezogener Braue. Ich nickte und bat ihn die Zeitung nicht zu vergessen. Trotz der relativ frühen Stunde waren bereits viele Leute auf den Beinen. Die Meisten hetzten an mir vorbei, waren in sich gekehrt, mit sich selbst beschäftigt, ohne den Blick auch nur für einen kleinen Augenmerk von ihrem Ziel abschweifen zu lassen. Die Wenigsten verweilten vor den Schaufensterscheiben, um sich die phantasievoll dekorierten Auslagen anzusehen, oder sich an einem der noch freien Tische neben mir niederzulassen. *Schade*, dachte ich, *sie ahnen nicht, was ihnen entgeht. Nur bestrebt, ihren Zielen hinterher zujagen, merken sie nicht, wie das wahre Leben an ihnen vorüberzieht. Wenn sie aus ihrer Lethargie erwachen, ist es für die meisten zu spät.*

„So, einmal Speziale,“ riss mich der Ober aus meinen Gedanken. „Ich wünsche Ihnen einen guten Appetit.“ Er legte die Zeitung auf einen der freien Stühle und eilte an einen Nebentisch. Während ich es mir munden ließ, warf ich einen Blick in die Gazette. ‚Polizei tappt immer noch im Dunkeln. Geniestreich in der Norddeutschen Landesbank immer noch nicht aufgeklärt‘. Ein zufriedenes Schmunzeln glitt über meine Züge. Mein letzter Coup beschäftigte das Braunschweiger Einbruchdezernat also immer noch. Eigentlich durchaus verständlich, hatte ich einen der Jungs doch ziemlich dreist an der Nase herumgeführt. * Der Artikel war vom selben Journalisten verfasst wie die ersten Zeilen, die nach dem Einbruch erschienen. Schon zu diesem Zeitpunkt hatte er die Vermutung geäußert, dass dieser Coup nur auf mein Konto gehen konnte. Das er nun davon berichtete, dass sich die Kripo bei der Aufklärung dieses Falles einmal mehr nicht gerade mit Ruhm bekleckerte, erfüllte mich mit einem gewissen Stolz und auch ein wenig Schadenfreude.

„Dacht ich’s mir doch,“ ließ mich eine vertraute Stimme von der Zeitung aufschauen. „Na sag mal, wo treibst du dich eigentlich den lieben langen Tag herum?“ Ich stutzte. Natürlich wusste ich, dass dort niemand anderes vor mir stand, als meine Tochter, doch in dem Tonfall und durch die hinter ihr blendende Sonne wirkte sie genau wie ihre, bei einem Verkehrsunfall ums Leben gekommene Mutter. Ich musste den Kloß, der sich in meinem Hals gebildet hatte, erst einmal hinunterschlucken, bevor ich zu einer Reaktion fähig war.

„Du hast mir versprochen, Renate bei Gelegenheit vorzustellen,“ wettete sie weiter. „Nun mach mal nicht so ne Welle, Kleines. Wer schläft denn kaum noch zu Hause? Hast du mir *deinen* Lover etwa schon vorgestellt?“ „Du sollst Alexander nicht immer Lover nennen,“

Damit war’s mal wieder so weit. Claudia war stinkig und ich wegen Renate in der Bredouille. Sollte ich ihr einfach sagen, dass es zwischen der Dame, dessen Beziehung zu mir ich erfunden hatte, aus war, wo ich doch genau wusste, wie sehr sie sich eine neue Frau an meiner Seite wünschte? Ich konnte ihr so oft ich wollte versichern, dass ich mein Leben als Witwer keineswegs so unerträglich fand, wie sie es glaubte. Vielleicht wollte sie sich nicht eher binden, ehe sie mich in guten weiblichen Händen wusste. Auch wenn sie nur noch selten zu Hause schlief, so kümmerte sie sich doch immer noch,

zumindest von Zeit zu Zeit, um meinen Haushalt. Dass man nicht im tiefsten Moloch versinkt, nur weil kein Deckchen auf dem Tisch liegt, war ihr einfach nicht beizubiegen.

„Renate ist in den nächsten Tagen innerhalb ihrer Familie sehr angebunden,“ log ich, dass sich die Balken bogen, während ich mit dem Schmieren meines zweiten Brötchens beschäftigt war. „Aber sowie sie etwas Luft hat, werde ich ein Treffen zwischen uns dreien arrangieren.“ Claudia merkte auf „Sie hat Familie?“ Allmählich wurde mir klar, weshalb sich meine Tochter zu einem Jurastudium entschlossen hatte. Ich dagegen plauderte unüberlegt drauf los und manövrierte mich von einer Patsche in die nächste. „Ehrlich gesagt haben wir noch gar nicht darüber gesprochen.“ Claudia stemmte ihre Fäuste in die Hüften. „Du hast mich doch nicht etwa verheimlicht?“ Mir wäre fast das Brötchen aus der Hand gefallen. Ich tat einen tiefen Seufzer. „Nein, natürlich nicht. Ich meinte, wir haben noch nicht weiter über ihre Familie gesprochen.“

Hinter der Stirn der angehenden Juristin arbeitete es auf Hochtouren. Ich nutzte den Moment, um von meinem Kaffee zu trinken. „Dann hast du ja endlich wieder Zeit, um etwas mit mir zu unternehmen.“ Der Schreck ließ mich in der Bewegung erstarren. Ich verschluckte mich, ohne einen Schluck getrunken zu haben. Mit dieser Wendung der Dinge hatte ich ebenso wenig gerechnet. Claudia schlug mir auf den Rücken. Kalter Schweiß trieb mir auf die Stirn. „Sorry, Kleines,“ prustete ich, „aber in den nächsten Tagen bin ich beruflich sehr viel unterwegs.“ Claudia machte ein betretenes Gesicht. „Tut mir wirklich sehr Leid, aber wenn ich wieder Luft habe, werde ich mich bei dir melden. Versprochen!“ Sie seufzte. „Ist schon gut.“

*Im Zeichen des Löwen 1. Teil ‚Raub im alten Bahnhof‘

-2-

Das Wetter war mir mehr als gewogen. Dicke, dunkle Wolken hatten sich vor den Mond geschoben. Das wenige Licht, welches von den Peitschenmasten der Straßenbeleuchtung herüberschien, störte mich nicht. Im Gegenteil, es ließ mich gerade noch genug erkennen, um auf die eigene Taschenlampe verzichten zu können. Ich hatte mir eine schwer einsehbare Stelle ausgesucht, um den Drahtzaun zu überwinden, der das Firmengelände umgab. Büsche verbargen das Loch, welches ich gerade hineingeschnitten hatte, auf ideale Weise. Über dem Garagenhof glimmte eine einsame Funzel. Sie warf mehr Schatten, als sie Licht spendete.

Hinter dem Rolltor mussten die Geldtransporter über Nacht abgestellt sein. Mein Interesse galt jedoch dem Neubau, der sich an die Halle lehnte. Die Bewachungsfirma war erst seit einigen Jahren in dieser Gegend ansässig. Sie hatte ihren Hauptsitz in Hannover, doch mit der Einführung des Euro brauchte man auch in Braunschweig einen Stützpunkt, der die weiten und somit gefährlichen Anfahrtswege verkürzte. Dieser Umstand war natürlich auch für mich von Vorteil. Hier in heimischen Gefilden kannte ich mich besser aus, als in der Landeshauptstadt.

Der Grund für meinen nächtlichen Besuch war in meiner Vorbereitung begründet. Nur hier, höchstwahrscheinlich im Tresor der Werttransportfirma lagen die Kuverts, in denen die Routen der Geldtransporter für die kommende Woche festgelegt waren. Sie wurden erst am Morgen des betreffenden Tages geöffnet. Selbst die Fahrer wurden erst kurz vor ihrer Abfahrt über die Reihenfolge der Geschäfte und über die genauen Zeiten informiert, zu denen sie die Kontrollanrufe in die Zentrale tätigen sollten. Sogar die Straßen, die sie auf diesen Touren befahren mussten, wurden erst darin festgelegt.

Um in das Gebäude zu gelangen, hatte ich mich zu einer Kletterpartie über das Flachdach entschieden. Keine große Sache, zumal es sich bei dem Anbau um eine Art Bungalow handelte. Da ich nicht ausschließen konnte, dass das Firmengelände Video überwacht wurde, nutzte ich die vielen Lichtschatten, um mich dem Gebäude zu nähern. In dem schwarzen Jogginganzug und der über den Kopf gezogenen Motorradhaube war ich so gut wie unsichtbar. Der Rucksack auf meinem Rücken enthielt alles, was ich für meine Arbeit brauchte. Das hoffte ich zumindest.

Auf der rückwärtigen Seite des Bungalows stieß ich zu meiner Überraschung auf die unvorhergesehene Kleinigkeit von mindestens 40 Kilogramm Lebendgewicht. Das knurrende Etwas, was sich mir da entgegenwarf, hatte allem Anschein nach nur auf eine günstige Gelegenheit gewartet, um seine Speisekarte mit einem appetitlichen Happen zu erweitern. Ich war derart überrascht, dass ich mir eine Schrecksekunde gönnte und wie angewurzelt stehen blieb. Zeit genug für die Bestie, um mich mit einem gewaltigen Satz umzuwerfen. Irgendwie hatte ich es geschafft, meine Hände nach oben zu

reißen, um Hals und Gesicht zu schützen. Während ich den Schäferhund im Genick packte und von mir weg drückte, schnappte sein mörderisches Gebiss immer wieder dicht über meiner Nasenspitze zusammen.

Mir wurde mit jeder Sekunde klarer, dass ich diesem unbändigen Hass bald nichts mehr entgegenzusetzen hatte. Wenn mich seine scharfen Zähne nicht erwischen würden, wären mir, Angesichts des penetranten Gestanks, der mir aus dem Maul der Bestie entgegenschlug, sicherlich in absehbarer Zeit die Sinne geschwunden. Nur wie sollte ich mich aus dieser fatalen Situation befreien? Mit nur einer Hand konnte ich den Hund nicht halten. Das Fläschchen mit Chloroform befand sich in meinem Rucksack. Selbst wenn ich herangekommen wäre, bezweifelte ich, dem Vieh ein so getränktes Tuch lange genug über die Nase hätte halten können. Also, was sollte ich tun, um mein nächstes Frühstück im Welfenhof nicht zu gefährden?

Es gibt Momente im Leben, da muss man seine Grundsätze überdenken. Diese Situation trug sicherlich dazu bei, meine gefasste Entscheidung auf Gewalt jeglicher Art zu verzichten, zumindest so lange auszusetzen, wie es erforderlich war, um aus dieser, zugegeben reichlich dämlichen Situation, heil herauszukommen.

Ich lag also immer noch auf dem Rücken und der auf dem Rucksack. Über mir verströmte die Bestie nach wie vor ihren giftigen Atem. Das einzige, was mir blieb, waren meine Beine. Was also lag da näher, als kräftig auszuholen und mit aller Kraft dorthin zu treten, wo ich selbst am empfindlichsten war. Doch was war, wenn es sich bei der Kampfmaschine über mir nicht um einen Rüden handelte? Nun, ich hatte weder Zeit noch Muße, um lange nachzuschauen. Ich holte aus, spannte alle Muskeln und Sehnen, die mir im rechten Bein zur Verfügung standen und trat zu.

Die Augen meines Widersachers schienen ein Stück weit aus ihren Höhlen hervorzutreten. Schnodderiger Geifer sabberte mir entgegen. Allem Anschein nach hatte ich einen Volltreffer gelandet. Das Maul der Bestie erschlaffte und noch ehe sich der Köter erholen konnte, traf ihn mein Fuß zum zweiten Mal. Jetzt jaulte er auf, ließ von mir ab und trollte sich, seine Rute zwischen den Hinterläufen eingeklemmt. Im ersten Moment war ich erleichtert, doch gleich darauf ärgerte ich mich über meine Unachtsamkeit. Das hätte auch anders enden können.

Da nichts mehr von der Bestie zu sehen war, konzentrierte ich mich wieder auf mein ursprüngliches Vorhaben. Ich löste die Schnallen an meinem Rucksack und zog das Nylonseil hervor. An einem Ende hatte ich eine Kralle befestigt, die es mir ermöglichte, das Seil durch einen gezielten Wurf, beispielsweise an einer Dachrinne, so zu verankern, dass ich problemlos daran hinaufklettern konnte. Zu diesem Zweck, schob ich auf das bei mir verbliebene Ende des Seils zwei Klemmgriffe und zwei Klemmstützen, die ich selbst entwickelt hatte. Auf Zug wurde das Seil von einer Öse derart eingequetscht, dass der Griff nicht abrutschen konnte. Andererseits ließ er sich durch Kippen problemlos nach oben verschieben. Das gleiche geschah mit den Klemmstützen, die mittels eines Klettbandes an den Schuhen befestigt waren. Auf diese Weise hatte ich eine einfache, aber effektive und vor allem platzsparende Leiter, die ich gleichzeitig zum Abseilen benutzen konnte.

Ich schwang das Seil also in gekonnter Wildwestmanier auf das Dach der angrenzenden Halle, deren hinterer Gebäudeteil in einem rechten Winkel zum Bungalow stand und zog Seil und Anker vorsichtig zurück. Wie erhofft verding sich die Kralle irgendwo dort oben. Eine kräftige Zugprobe bestätigte mir, dass ich den Aufstieg wagen konnte. Da das Dach der Fahrzeughalle den Bürotrakt um mindestens ein Stockwerk überragte, hatte ich keine Mühe auf das Flachdach des Bungalows zu gelangen.

Der grobkörnige Kies auf dem Flachdach knirschte mit jedem Schritt unter meinen Schuhen. Es waren einige kuppelförmige Dachluken aus Plexiglas, die meine Aufmerksamkeit erregten. Natürlich musste ich davon ausgehen, dass sie mit einer Alarmanlage gesichert waren. Da mein nächtlicher Besuch unentdeckt bleiben sollte, durfte ich auf keinen Fall irgendwelche Einbruchsspuren hinterlassen. Mit den passgenauen Latexhandschuhen vermied ich es, verräterische Fingerabdrücke zu hinterlassen. Das milchtrübe Plexiglas ließ keinen Blick in das Innere zu, so blieb mir nichts anderes, als am Rand der Luke ein kleines Loch für meine Videosonde zu bohren.

Es war meist die gleiche Machart mit der derartige Dachfenster gesichert waren. Nicht sehr aufwendig, daher kostengünstig und doch zuverlässig und effektiv. Jedoch einfach zu überwinden, wenn man über das notwendige Know-how verfügt. Die Entschärfung der Alarmvorrichtung dauerte nicht länger als 5 Minuten und sie hinterließ nicht die geringste Spur, wenn ich auf meinem Rückweg daran dachte, sie wieder scharf zu schalten. Ich klappte also die Dachluke zurück und leuchtete in das Innere des Büros.

Neben zwei Schreibtischen, die sich gegenüberstanden, waren einige Aktenschränke und ein Gardeobenständer zu sehen. Keine Spur von einem Geldschrank. An den Wänden kein Bild, hinter dem sich ein Safe verstecken konnte. Etwas stutzig machte mich das schon, aber es gab ja noch weitere Räume, in denen sich ein Tresor befinden konnte. Ich schwang mir den Rucksack also wieder auf den Rücken, und ließ mich an meinem noch vertäuten Spezialseil in das Büro hinabgleiten.

Bevor ich mich den Nebenräumen widmete, sah ich mir die Aktenschränke etwas genauer an. *Für eine Sicherheitsfirma ziemlich nachlässig*, befand ich, als ich die offenen Schränke bemerkte. In einem steckte sogar ein Schlüsselbund. Nun gut, mir sollte es recht sein. Vielleicht passte einer der Schlüssel in den einzig verschlossenen Schrank, den ich neben der Tür vorfand. Von der Größe her bot er ausreichend Platz, um einen kleinen Geldschrank aufzunehmen.

Bingo! Einer der Schlüssel passte tatsächlich. Doppelbingo! Hinter der Tür kam der erhoffte Tresor zum Vorschein. Ein älteres Model der Marke Schlosswächter. Ein solider Stahlschrank mit Doppelsicherungssystem der nur mit Zahlencode und Schlüssel zu öffnen war. Es war schon eine Weile her, als ich ein solches Exemplar zu öffnen hatte. Hier war noch gute alte Arbeit mit Fingerspitzengefühl und gutem Gehör erforderlich. Eine Arbeit, die im Zeitalter der Elektronik von immer weniger Nachwuchsschrankern beherrscht wird.

Ich kramte also einen Doppelbartschlüssel und mein Stethoskop heraus. Der Spezialschlüssel ist mit einer weichen, aber formstabilen Andruckmasse versehen, die es ermöglicht den genauen Schließmechanismus des Zylinders durch einfaches Drehen des Schlüssels zu kopieren. Mit dieser *Kopie* ist es dann möglich, einen in einschlägigen Kreisen als weichen Dietrich bezeichneten Nachschlüssel anzufertigen. 20 Minuten später ließ sich das Schloss bereits öffnen. Was nun noch fehlte, war die richtige Zahlenkombination. Diese wurde mittels einer früher üblichen Drehscheibe eingestellt. Hier kam nun mein Stethoskop zum Einsatz.

Ich presste den Ansaugnoppen, in dem sich ein hochempfindliches Mikrofon befindet, links neben die besagte Drehscheibe an. An dieser Stelle befand sich der zweite Schließmechanismus. Durch langsames nach links drehen der Scheibe suchte ich nach der ersten Zahl. Dabei war es äußerst wichtig, sich auf das *richtige Klicken* zu konzentrieren. Denn mit jeder Ziffer, um die das Rad weitergedreht wurde, erklang ein lautes Knacken, mit dem der Hersteller das Einrastgeräusch des Zylinders überdecken will. Durch wechselseitiges links und rechts drehen bekam ich somit den richtigen Code. Wäre nur eine einzige Zahl falsch gewesen, hätte sich das Spiel aufs neue wiederholt.

Dazu bestand jedoch kein Anlass. Die Tür ließ sich auf Anhieb öffnen. Ein Gefühl der Überlegenheit verwandelte meine ernste Miene in ein selbstzufriedenes Grinsen. Glückshormone werden freigesetzt, durchströmen den Körper und gibt einem das Gefühl über den Dingen zu schweben. Dies sind die Momente, die diesen Job einzigartig, aber auch gleichzeitig so gefährlich machen. Allzu leicht schießt man in diesen Augenblick über das eigentliche Ziel hinaus und verliert den Überblick. In diesen Situationen rufe ich mir das mahnende Bildnis meiner verstorbenen Frau vor Augen – das hilft.

Nach kurzem Sichten der im Tresor befindlichen Papiere, hatte ich die erhofften Routenpläne entdeckt. Das Kuvert war nicht einmal versiegelt. Es war direkt schockierend, wie leicht man es mir machte. Ich fotografierte die Pläne mit meiner Digitalkamera ab und schob sie zurück in den Umschlag. Anschließend legte ich alles so an seinen Platz zurück, wie ich es vorgefunden hatte und schloss den Tresor. Ein letzter Rundumblick, mit dem ich mich vergewisserte, dass ich nichts übersehen oder zurückgelassen hatte und ich machte mich auf den Rückweg. Niemand würde bemerken, dass jemand hier gewesen war. Ich schloss die Dachluke, reaktivierte die Alarmvorrichtung und verschloss das Bohrloch in der Plexiglasabdeckung mit einem Streifen Tesafilm. Bis ich meinen eigentlichen Coup gelandet hatte, würde er dem Regen standhalten. Danach war's mir egal.

-3-

Auch wenn mich mein schlechtes Gewissen Claudia gegenüber plagte, so konnte ich mir, wenn meine Vorbereitungen nicht für die Katz gewesen sein sollten, während der nächsten Woche keinen einzigen Tag für sie frei nehmen. Das heimlich aufgenommene Videomaterial von Hans – Georg Kaschinski, dem Beifahrer des Geldtransporters, ließ eine detailgetreue Nachbildung seines Kopfes und somit einer Maske zu, die ihm im wahrsten Sinne des Wortes wie aus dem Gesicht geschnitten war. Leider erforderte diese Arbeit einen weitaus höheren zeitlichen Aufwand, als ich ihn eingeplant hatte. Dafür war ich mit meiner Arbeit aber auch mehr als zufrieden.

Was folgte, war ein nicht weniger zeitaufwendiges Training seiner Verhaltensmuster, seiner Gestik und Mimik. Ich studierte diesen Typ so innig wie nur möglich, versetzte mich regelrecht in seine Persönlichkeit, so dass seine eigentliche Kopie fast besser zu sein schien, als das Original. Zum ersten Mal war ich gewissermaßen in die Haut eines anderen Menschen geschlüpft und wenn ich ehrlich bin, muß ich zugeben, dass es mir ein Stück weit sogar Spaß machte. Der einzige Nachteil war im Material begründet, aus dem ich die Masken angefertigt hatte. Ich schwitzte mir einen Wolf unter den Dingen! Einziger Trost war, dass ich sie nicht lange tragen musste.

Es war Donnerstag Nachmittag. Seit unserem gemeinsamen Frühstück im Mövenpick hatte ich nichts mehr von Claudia gehört. Ihr betrübter Gesichtsausdruck, als ich ihr zu verstehen geben musste, dass ich im Augenblick keine Zeit für sie hatte, lag mir wie ein Stein auf der Seele. Bis zu meinem großen Auftritt waren es nur noch 48 Stunden. Zu wenig Zeit, um davon noch viel für sie abknapsen zu können. Während ich vor dem Schminkspiegel im Schlafzimmer saß und zum ich weiß nicht wievielten Male meine Rolle durchging, hörte ich plötzlich die Haustür ins Schloss fallen.

Klar, dass es Claudia war, die da die Treppe nach oben gepoltert kam. Klar, was geschehen würde, wenn sie mich so sah. Hastig fuhr ich herum, sah auf das Türschloss und stellte fest, dass immer noch kein Schlüssel in der Tür steckte. Er war irgendwann abhanden gekommen und nicht ersetzt worden. Ich verfluchte meine Gleichgültigkeit. Was nun? Ich konnte mich doch nicht unter dem Bett verstecken. Jeden Moment würde Claudia die Klinke herunterdrücken. Was sollte ich ihr sagen? Es gab nur einen Ausweg, ich musste mir die Maske vom Kopf reißen. Dass ich sie dabei zerstören würde, musste ich in Kauf nehmen.

Es klopfte. „Paps, bist du zu Hause?“ „Moment!“, rief ich, während meine Finger nach den Resten rückständiger Latexspuren auf meinem Gesicht tasteten. „Moment, ich bin gleich so weit!“, versuchte ich noch etwas Zeit zu gewinnen, um auch noch das Uniformhemd mit dem Emblem der Geldtransportfirma ausziehen zu können. In Windeseile verstaute ich alles in einer Schublade der Frisierkommode. „Was treibst du denn da drinnen?“, wurde Claudia ungeduldig. „Nichts,“ antwortete ich vielsagend. „Komm rein.“

Ihr Blick überflog das Bett. „Ich dachte...“ Sie brach den Satz ab. „...dass ich jemanden bei mir habe?“ vervollständigte ich ihn, während ich sie mürrisch anblickte. „Selbst wenn es so wäre, ginge es dich nichts an!“, wies ich sie zurecht und fügte hinzu: „In diesem Fall wäre deine Neugier reichlich unangemessen. Du hast doch wohl schon mal was von Privatsphäre gehört – oder?“ Claudias Gesicht verlor an Farbe. „Du hast recht, Paps – entschuldige.“ Tränen glänzten in ihren Augen. „Also so schlimm war es nun auch wieder nicht,“ lenkte ich erstaunt ein. Derart sensibel war sie doch sonst nicht.

„Ich habe mich mit Alexander gestritten,“ begann sie unvermittelt zu schluchzen. Also aus der Ecke wehte der Wind. „Ich denke, ihr wolltet euch demnächst verloben?“, hakte ich vorsichtig nach. „Das ist es ja,“ begann sie noch leidenschaftlicher zu weinen. Ich verstand gar nichts mehr. Es war der Moment, in dem ich sie väterlich in den Arm nahm und mich mit ihr auf das Bett setzte. Ich reichte ihr ein Taschentuch und wartete, bis sie sich geschnäuzt hatte. „Na, dann erzähl mir mal alles von Anfang an.“ Und Claudia erzählte und schluchzte und erzählte, und ich hörte geduldig zu.

„Also,“ fasste ich abschließend ihre Worte zusammen. „Du und Alexander habt euch also gestritten, weil du eine richtige Verlobungsfeier haben wolltest und er nicht.“ Die Braut nickte. „Er sagte, so etwas sei spießig! Stell dir das mal vor, Paps, ich und spießig.“ Nun, wahrscheinlich hat er nur nicht das richtige Wort getroffen,“ versuchte ich die Situation zu entschärfen. „Er meinte sicherlich, du seist ein wenig altmodisch.“ „Was? Jetzt fang du auch noch an! Was ist dagegen einzuwenden, wenn ein Mädchen das Eheversprechen in gebührendem Rahmen entgegen nehmen möchte. Du und Mama...“ „Kleines,“ fiel ich ihr ins Wort, „das waren doch ganz andere Zeiten.“ „Ist mir egal, entweder wir machen es wie ich es möchte, oder aber er soll bleiben, wo der Pfeffer wächst!“ „Warum ist es dir denn derart wichtig, dich in einer großen Gesellschaft zu verloben?“, fragte ich sie achselzuckend. „Ich möchte mich *einmal* verloben und dann sollen es auch alle erfahren.“ Darüber, wer in dieser Ehe einmal die Hosen anhaben würde, bestand für mich kein Zweifel. Jeden weiteren Kommentar verkniff ich mir vorsichtshalber.

„Ich werde so lange hier bleiben, bis er seinen Fehler einsieht und mich auf Knien um Verzeihung bittet,“ schniefte sie, um Ihren Worten den nötigen Nachdruck zu verleihen. „Ach Claudia, willst du dir das nicht noch mal überlegen?“ Sie zuckte mit den Schultern. „Na ja, das mit den Knien ist vielleicht etwas übertrieben.“ Ich verdrehte die Augen, achtete aber darauf, dass sie es nicht sehen konnte. Das hatte mir noch gefehlt, denn leider hatte Claudia nicht nur die positiven Eigenschaften

ihrer Mutter geerbt, sondern auch ihren Drang, mich kontrollieren zu wollen. Je älter sie wurde, desto ausgeprägter wurde dies Untugend. Was dies für meinen Job bedeuten würde, dürfte klar sein. Es musste einen Weg geben, um mich dieser Kontrolle zu entziehen.

„Du wirst sehen, das renkt sich schon wieder ein,“ tröstete ich sie. *Man konnte ja ein wenig nachhelfen*, dachte ich mir insgeheim. „Nicht ehe sich dieser Despot bei mir entschuldigt hat!“, beharrte sie. Ich seufzte. Ihre Kompromisslosigkeit hatte sie sicherlich auch von ihrer Mutter geerbt. Ich kniff das rechte Auge zusammen und zog die linke Braue lauernd nach oben. „Du solltest zufrieden sein, wenn er einlenkt.“ Claudia wog den Kopf zögerlich hin und her. „Wir werden sehen.“ Das Eis war damit zwar noch nicht gebrochen, aber der Weg zumindest schon einmal bereitet.

„Auf jeden Fall werde ich solange hier bleiben, bis er eingesehen hat, dass ich so nicht mit mir umspringen lasse!“ Damit erhob sich meine Kleine und stemmte ihre Fäuste energisch in die Hüften. Entschlossenheit funkelte in ihren Augen. „Ich mache mir einen Tee, möchtest du auch einen?“ Ich schüttelte zerknirscht den Kopf und hoffte, dass sie sich einen Beruhigungstee zubereitete. Während ich ihre Schritte auf der Treppe hörte, überlegte ich fieberhaft, wie sich die Wogen zwischen den Beiden wieder glätten ließen. Leider ließ mein äußerst knapp bemessener Zeitplan keine großen Sprünge zu. Ein Geistesblitz brachte mich schließlich auf die Idee.

Kurz entschlossen griff ich zum Telefon und wählte die Auskunft an. Eine freundliche Dame nannte mir die gewünschte Nummer. „Wolfgang Lose,“ meldete sich eine vor langer Zeit vertraute Stimme. „Hallo Wolle,“ erwiderte ich. „Hier ist dein alter Zimmergenosse aus dem Studentenwohnheim.“ Einige Sekunden lang herrschte außer einem leisen Knacken absolute Stille in der Leitung. „Bist du das, Fuzzi?“ Meine Güte, wie lange schon hatte ich meinen damaligen Spitznamen nicht mehr gehört. „Dass du dich daran erinnern kannst,“ sagte ich anerkennend. „Ja, ja, die guten alten Zeiten. Aber du hast mich doch sicher nicht angerufen, um mit mir über unsere Sturm und Drangzeit zu philosophieren. Also, was kann ich für dich tun?“ Wolle hatte sich kein bisschen verändert. Genau wie früher brachte er die Dinge ohne Umschweife auf den Punkt. Dies war schon damals eine der Eigenschaften, die ich so sehr an ihm schätzte.

„Eigentlich wäre es keine schlechte Idee, wenn wir uns mal wieder über die alten Zeiten unterhalten könnten. Aber du hast natürlich recht, mein Anruf bezieht sich auf den Gefallen, den ich noch bei dir gut habe.“ „Sieh an, sieh an, du hast es also nicht vergessen.“ Ich räusperte mich verlegen. „Eigentlich hatte ich nicht vor, meinen Wettgewinn bei dir einzutreiben, aber mit dem Gefallen, um den ich dich bitten möchte, tust du gleichzeitig ein gutes Werk.“ „Na, dann schieß mal los!“ Ich erklärte dem Manager der Braunschweiger Eintracht meine Idee und wartete gespannt auf seine Reaktion. „Warum nicht, das Ganze ist zwar nicht gerade alltäglich, birgt aber einen Reiz in sich, den sich deine Tochter sicher nicht verschließen kann.“ „Kann ich auf deine Unterstützung hoffen?“, fragte ich lauernd. „Also gut, du kannst auf mich zählen.“

-4-

Wie erwartet ließ sich Claudias Problem weder an diesem noch am nächsten Abend aus dem Wege räumen. Meine reizende Tochter nahm mich derart unter Beschlag, dass ich ihrer Obhut nur entweichen konnte, indem ich ihr etwas vorlog. Die Palette reichte vom Geschäftsessen bis zu der angeblichen Präsentation eines neuen Projektes. Ich fühlte mich bei diesen Lügen alles andere als wohl, doch wenn ich mein eigentliches Ziel nicht völlig aus den Augen verlieren wollte, hatte ich keine andere Wahl.

Alexander hatte ich bereits nach dem Gespräch mit Wolle in meine Idee eingeweiht. Nach anfänglicher Zurückhaltung konnte ich ihn jedoch von dem wahrscheinlichen Erfolg überzeugen.

„Der Kerl ruft tatsächlich nicht einmal hier an,“ empörte sich Claudia, während wir gemeinsam vor dem Fernsehgerät saßen. „Wenn der glaubt, dass ich den ersten Schritt mache, hat er sich gewaltig geschnitten!“ Ich schmunzelte vor mich hin. „Für so ausdauernd hätte ich ihn gar nicht gehalten,“ bemühte ich mich, frisches Salz in die noch offene Wunde zu streuen.“ „Ich auch nicht,“ bekundete Claudia irritiert. Zum ersten Mal schöpfte ich Hoffnung, dass aus den beiden doch noch ein vernünftiges Paar werden konnte.

„Wir wollten doch schon lange mal wieder gemeinsam etwas unternehmen,“ begann ich den Boden für mein Vorhaben zu bereiten. „Ich habe Karten für das Stadion. Die Eintracht spielt morgen gegen St. Pauli. Das verspricht ein volles Haus.“ Claudia starrte mich entsetzt an. Eine Reaktion, mit der ich eigentlich nicht gerechnet hatte. „Wir waren früher doch auch öfter dort,“ versuchte ich ihre

Erinnerung zu wecken. „Ja, früher war ich ja auch noch ein kleines Mädchen.“ „Na und? Kannst du mir einen vernünftigen Grund nennen, warum sich eine angehende Rechtsanwältin einen solchen Spaß versagen sollte?“ Claudia überlegte. „St. Pauli sagst du?“ Ich nickte. „Eigentlich wäre es eine Schande, wenn wir unsere Jungs da nicht unterstützen würden.“ Ich reckte den Daumen in die Höhe. „Jetzt bist du wieder meine Supertochter!“

-5-

In der Nacht zum Samstag blieb mir nichts anderes übrig, als mich aus dem Haus zu schleichen. Claudia war früh zu Bett gegangen. Lautes Schnarchen drang durch die Tür zu ihrem Zimmer. Ich schnappte mir das Klapprad und verließ das Grundstück. In meinem Rucksack befanden sich zwei KFZ-Kennzeichen, die ich während eines Ostseurlaubs von einem Jeep abmontiert hatte. Genau nach einem solchen Geländewagen suchte ich in dieser Nacht.

Ich fand ihn nahe der Eissporthalle, auf dem Parkplatz einer bekannten Diskothek. In dem Trubel, der dort auch zu dieser späten Stunde noch herrschte, fiel ich nicht weiter auf. Ich brauchte nicht länger als eine Minute, um die Tür zur Fahrerseite aufzubekommen. Das Schloss des Toyota Landcruiser hatte meinem Spezialwerkzeug kaum etwas entgegenzusetzen. Mein Klapprad warf ich kurzer Hand auf die Rücksitzbank. Zwei Minuten später hatte ich die Zündung kurz geschlossen und den Motor des 150 kW starken TDI gestartet. Weitere fünf Minuten später fuhr ich bereits in Richtung Waggum, wo ich den Wagen an einer Stelle des Braunschweiger Staatsforstes abstellte, von der ich wusste, dass sich selbst Jogger dorthin kaum verirrt. Falls doch, hatte ich mit einigen Jagdutensilien, die ich gut sichtbar im Wagen zurückließ, vorgesorgt. Jeder, der daran vorbeigekommen wäre, hätte annehmen müssen, dass es sich bei dem Jeep um den Wagen eines Jagdpächters handelte.

Als ich die Kennzeichen wechselte, goss es in Strömen. Ausgerechnet jetzt schien Petrus sämtliche Tore zu öffnen. Blitz und Donner peitschten über meinem Kopf, während ich mit dem Klapprad über die Bevenroder Landstraße nach Hause paddelte. Wäre ich auf dieser Fahrt von einer Polizeistreife kontrolliert worden, hätte ich keine auch nur im mindesten plausible Ausrede für mein nächtliches Treiben gehabt. Glücklicherweise blieb mir dies jedoch erspart. Nichtsdestotrotz war ich bis auf die Knochen nass, als ich das Tor zum Schuppen öffnete, um das Fahrrad hineinzustellen. Als ich mich nach einer heißen Dusche schließlich ins Bett legte, wurde es draußen bereits hell.

Im Zeichen des Löwen

3. Teil

Die Augen der Medusa

-1-

Der Überfall auf den Geldtransporter lag bereits über einen Monat zurück. Die Sache hatte für reichlich Wirbel in den Medien gesorgt. Ich saß in der kleinen Nische meines Stammcafés am Welfenhof und blätterte aufmerksam in der Zeitung herum. Seit einigen Tagen wuchs mein Interesse an allem, was sich für mich lohnen könnte. Nicht etwa, dass mir das Geld schon wieder ausging, ich hatte zwar den größten Teil davon auf ein Nummernkonto in Luxemburg transferiert und einen nicht unbeträchtlichen Teil bei der üblichen Geldwäsche in den Sand gesetzt, nein – nein, bei meinem doch eher bescheidenen Lebenswandel wären mir sicherlich noch einige Jahre Müßiggang vergönnt geblieben. Nein, es war vielmehr die Langeweile, die mich trieb. Es ist eben nicht meiner Sache Ding, tatenlos in den Tag hineinzuleben. Überdies rostet, wer da rastet.

„Darf ich Ihnen noch einen Capuccino bringen?“ lenkte der Ober meine Aufmerksamkeit für einen Moment auf sich. Sebastian gehörte hier ebenso zum Inventar, wie ich es sicher auch schon tat. Dabei lächelte er mir erwartungsvoll entgegen. Ein Lächeln, welchem ich mit eher gemischten Gefühlen begegne, seit ich weiß, dass der Mann in der weißen Livree seine Fischlein am anderen Ufer angelt. „Nein, jetzt hätte ich gern einen Espresso,“ erwiderte ich nicht weniger freundlich lächelnd. Der Kellner nahm meine Bestellung auf und schlenderte, heftig mit seinen Lenden schlenkernd, in Richtung Tresen davon.

Ich nahm die Gazette wieder hoch und schlug die nächste Seite auf. Mein Blick fiel sofort auf ein Foto, welches einen Mann mit Turban zeigte. In seinen Händen präsentierte er zwei Smaragde, wie ich sie zuvor weder in ihrer Größe noch in ihrer Farbenpracht gesehen hatte. *Die Augen der Medusa*, las ich die Überschrift. – *begleitet der Maharadscha seine Schätze, die als der Höhepunkt einer Indienaustellung im hiesigen Museum für Spät- und Kulturgeschichte anzusehen sind* – entnahm ich den folgenden Zeilen. Ein zufriedenes Schmunzeln glitt über meine Züge. Ich dachte an einen reichen Kunsthändler in der Schweiz und daran, was er mir für die Smaragde zahlen würde. Überdies war ein solcher Diebstahl eine echte Herausforderung. Ja, die Idee, einen derart scharf bewachten Schatz zu stehlen, weckte geradezu meinen Jagdinstinkt, der Gedanke endlich wieder aktiv zu werden, beseelte mich, ließ vor Erregung meine Fingerspitzen kribbeln.

Ich las weiter: - *während seines einwöchigen Aufenthalts in Braunschweig wird sich der Maharadscha von Punjab, samt seinem Gefolge im Hotel Kaparsky einquartieren. Der Maharadscha gilt als Exzentriker, der niemals ohne die Augen der Medusa schlafen geht.* In einem Interview gab er an, dass sie über sein Wohlergehen wachen. Aus diesem Grund mussten die Smaragde an jedem Abend nach Schließung der Ausstellung ins Hotel gebracht werden. Dort wurden sie von seinen eigenen Leuten scharf bewacht.

Laut Zeitungsartikel wurde der Versicherungswert der einzigartigen Smaragde auf mehrere Millionen Dollar beziffert. Ein helles Pfeifen kam mir über die Lippen. „Das wäre doch mal ein hübsches Geschenk zum Valentinstag,“ riss mich Sebastian ein weiteres Mal aus meinen Gedanken. „Wenn man jemanden mit dem nötigen Kleingeld an seiner Seite hat,“ erwiderte ich mit einem smarten Grinsen. „Na ja, so ein edles Geschmeide ist sicher schön anzusehen, aber andererseits würde mir die Angst, einem Diebstahl zum Opfer zu fallen, sicherlich schlaflose Nächte bereiten.“ Ich nickte zustimmend.

Er setzte den bestellten Espresso ab und machte einen angedeuteten Diener. „Ein paar Blumen tun es auch,“ sagte er und verschwand. *Zehn Tage noch*, dachte ich, in diesem Jahr sollte ich auch daran denken. Immerhin gab es endlich wieder eine Dame in meinem Umfeld, die ich mit einer Aufmerksamkeit zum Valentinstag erfreuen konnte. Renate und ich waren zwar noch nicht sehr vertraut miteinander, aber nach dem Tod meiner geliebten Frau brauchte ich noch einige Zeit, um mich wieder fest zu binden.

Ich nahm einen Schluck von meinem Espresso und widmete mich wieder dem Artikel. Je öfter ich ihn las, desto konkreter wurden meine Gedanken, wie ich die Smaragde in meinen Besitz bringen konnte. Irgendwann faltete ich die Zeitung zusammen und legte sie nachdenklich zur Seite. Keine Frage, ein Diebstahl der Smaragde war verwegen, aber nicht unmöglich, doch bevor ich in meinen Planungen konkreter werden konnte, musste ich mich erst einmal vergewissern, ob die einzigartigen Stücke auch einen guten Preis bringen würden.

Mein Blick wanderte zur Standuhr hinüber, die unweit des Eingangs ihren Platz hatte und zu jeder Viertelstunde mittels eines melodischen Gongschlags an die Zeit erinnerte. *Claudia wollte längst da sein*, verzog ich verständnislos das Gesicht. Sie war eigentlich nie die Pünktlichste, aber dies war eines von den Lastern, die sie von ihrer Mutter geerbt hatte. Als Staatsanwältin durfte sie sich so etwas natürlich nicht erlauben, doch bis es soweit war, würde noch eine Menge Wasser die Oker hinunter fließen.

Etwa dreißig Blicke auf die Standuhr später war dem Unverständnis über ihre Unpünktlichkeit eine gewisse Besorgnis gewichen. Wenn Claudia auch schon erwachsen war, so war sie doch immer noch mein kleines Mädchen. Wer selber Kinder hat, weiß, was ich damit meine. Ich wollte gerade mein Mobiltelefon zur Hand nehmen, um sie anzurufen, als sie reichlich abgekämpft und atemlos in das Cafe hineinstürmte.

„Tut mir Leid, Paps, ich bin aufgehalten worden,“ schnaufte sie, mit demselben Gesichtsausdruck, mit dem sie mich auch schon um den Finger wickeln konnte, als sie noch mein kleines unschuldiges Mädchen war. „Ist schon gut,“ seufzte ich. „Ich hatte mir ohnehin den ganzen Nachmittag für dich frei genommen.“ Claudia verzog das Gesicht. Es sah aus, als würde sie gerade in eine Zitrone beißen. „Äh,

Paps,“ druckste sie herum. „Mir ist da leider etwas dazwischen gekommen.“ „Soll das etwa heißen, dass du mich hier sitzen lassen willst?“, entrüstete ich mich. Okay, okay, eigentlich passte mir ihre Absage gut ins Bild, aber das brauchte ich ihr ja nicht unbedingt auf die Nase zu binden.

Ich machte also ein betrübtetes Gesicht. „Tja, in den nächsten Tagen kann ich mich leider nicht mehr für dich frei machen. Die Geschäfte – du verstehst?“ „Ach Paps, das ist zwar schade, aber wohl leider nicht zu ändern.“ Ich nickte stumm, gleichzeitig aber äußerst gespannt darauf, wie sie nun auf den eigentlichen Grund ihres Erscheinens zu sprechen kommen wollte. „Wie sieht es denn mit ein wenig Kohle aus, Paps?“ Im Grunde hatte ich ja mit dieser Frage gerechnet. Dass es Claudia allerdings ganz ohne Umschweife auf den Punkt brachte, hatte ich dann doch nicht erwartet. „Hast du die monatliche Überweisung denn nicht erhalten?“, fragte ich es besserwissend. „Klar doch, aber du weißt ja selbst, wie teuer das Leben ist.“ Ich konnte mich eines verstohlenen Lächelns nicht erwehren. Wie sehr sie doch ihrer Mutter ähnelte. Wenn ich Claudia in die Augen sah, kam es mir nicht selten so vor, als sah ich Astrid in ihr.

Dem konnte ich einfach nicht widerstehen. Ich griff in die Innentasche meines Jacketts und zog das Kuvert mit dem kleinen Bonus hervor, den ich ihr über die monatliche Überweisung für Miete und Unterhalt hinaus in regelmäßigen Abständen zukommen ließ. „Du bist ein Goldstück,“ jubelte sie, während sie nach dem Umschlag griff. Ganz so schnell wollte ich sie dann doch noch nicht aus meinen väterlichen Fängen entlassen. Ich zog das Kuvert zurück und ließ ihre Hand ins Leere greifen. „Goldesel würde es dann wohl genauer treffen,“ gab ich bissig zurück. „Wenn du so denkst, kannst du dein Geld behalten!“, kam es nicht weniger giftig zurück.

„So war es ja nun auch nicht gemeint,“ lenkte ich ein. „Seitdem du zu Hause ausgezogen bist, bekomme ich dich immer weniger zu Gesicht. Ich möchte einfach wissen, ob es dir gut geht. Es ist doch wohl klar, dass ich zumindest noch ein klein-wenig an deinem Leben teilnehmen möchte.“ Claudia sah mich verständnislos an. „Falls es dir entgangen sein sollte, ich bin inzwischen erwachsen.“ „Und dieser Umstand soll mich daran hindern, mich für dich zu interessieren?“, warf ich forschend ein. „Du wirst immer meine Tochter bleiben – egal, wie alt du bist.“

Damit reichte ich ihr den Umschlag. Mein Blick richtete sich betrübt von ihr ab. Claudia seufzte. „Natürlich wirst du für immer und ewig ein Teil meines Lebens sein, aber vielleicht solltest du einfach Geduld haben, bis *ich* dir davon erzähle.“ Ich dachte an meine eigenen Eltern zurück und daran, dass es mir mit ihnen damals nicht anders erging. Vielleicht musste ich wirklich langsam lernen loszulassen. Ich holte tief Luft und nickte. „Ist schon gut, ich werde es versuchen.“ Claudia beugte sich zu mir und küsste meine Stirn. „Ich rufe dich an – versprochen.“

Ich sah ihr durch die großen Fensterscheiben nach, wie sie zwischen anderen Passanten im City Point Kaufhaus verschwand. Es kam mir vor, als entglitt mit ihr auch mein Einfluss auf ihr Leben. Es war wie ein Schnitt, mitten durch meine Seele. Ein Schnitt, der mit dem Durchtrennen der Nabelschnur vergleichbar sein dürfte. Obwohl Claudia schon längst durch die Glastüren des Einkaufszentrums verschwunden war, starrte ich noch immer darauf. Doch sie kam nicht zurück. Ich winkte Sebastian und zahlte.

-2-

In meinem Job ist eine umfassende Vorbereitung das A und O. Deshalb vergewisserte ich mich zuallererst, ob ich für die Augen der Medusa einen Abnehmer hatte. Derart prägnantes Diebesgut kann man nicht bei irgendeinem Hehler verticken. Da bedarf es eines speziellen Liebhabers, der die Smaragde nur dann aus der privaten Schatzkammer hervorholt, wenn er sie bestaunen will. Dank alter Kontakte war eine solche Person schnell ausfindig gemacht. Es versteht sich von selbst, dass ich auf diesem Weg äußerst vorsichtig zu Werke gegangen war. Jedes falsche Wort konnte ein Wort zu viel sein. Ganz wichtig war es, selbst dabei unerkant zu bleiben.

Als nächstes musste ich an so viele Informationen gelangen, wie es nur irgend möglich war. Zu diesem Zweck nutzte ich das Internet. Es bietet geradezu eine Fülle von Material, welches, richtig aneinandergereiht, wie eine Eintrittskarte selbst zu den geschütztesten Orten anzusehen ist. Mit dem nötigen Wissen, etwas Fantasie und dem erforderlichen Equipment ausgestattet, öffnen sich so auch die verborgensten Türen.

Nachdem ich alle Informationen zusammengetragen und die mir zur Verfügung stehenden Fakten miteinander verglichen hatte, musste ich nach einer Schwachstelle suchen, die mir die größte Aussicht auf Erfolg bot. So erschien es mir als viel zu riskant, die Smaragde während der Öffnungszeiten der Ausstellung, also gewissermaßen unter den Augen des staunenden Publikums zu stehen. Um den Werttransport zu überfallen, hätte ich entweder Komplizen oder erheblich mehr Zeit für die Vorbereitung benötigt. Blieben also nur die Nächte, in denen die Augen der Medusa über den Schlaf des Maharadschas wachten.

Es war geradezu ein Kinderspiel, an die Baupläne des Hotels Kaparsky zu gelangen, in dem der Herrscher über zwanzig Millionen Punjaben und sein Gefolge abgestiegen war. Nachdem ich mich in die Belegungsdaten des Hotelcomputers eingeloggt hatte, konnte ich sehen, dass sich der Maharadscha in der gesamten oberen Etage eingemietet hatte. Dieser Umstand konnte für mich von Vorteil sein. Da das Kaparsky recht abgelegen am Rande eines kleinen Wäldchens lag, konnte ich allerdings nicht von einem benachbarten Gebäude aus auf das Hotel gelangen.

Vorausgesetzt ich würde, wie auch immer auf das Dach kommen, bestand die nächste Frage darin, ob es überhaupt möglich war, von dort aus in das Obergeschoss zu gelangen. Laut der mir zur Verfügung stehenden Installationskarte verfügte das komplette Hotel über ein ausgezeichnetes, bis ins Detail ausgefeiltes Sicherheitskonzept. Die moderne Alarmanlage war dabei nur ein Teil des Ganzen.

Vergitterte Dacheinstiege, ein Fahrstuhlhaus, das nur über eine Leiter vom Obergeschoss aus zu erreichen war und überall dort, wo das Spitzdach in ein Flachdach überging, befanden sich Kameras, die von einer Kommandozentrale aus gesteuert wurden. Selbst die Luftschächte der Klimaanlage wurden von einer hochsensiblen Alarmanlage überwacht. Hinzu kamen Wachleute, die rund um die Uhr durch das gesamte Gebäude und den angrenzenden Park patrouillierten.

Jede neue Entdeckung, die einen möglichen Einbruch vom Dach aus weiter erschwerte, forderte mich nur noch mehr heraus. Es war dieser unbändige Ehrgeiz, der mich immer dann packt, wenn die Situation am ausweglosesten erscheint. Ein Umstand, der in einschlägigen Kreisen auch als Ganovenehre dargestellt wird. Genau wie das ungeschriebene Gesetz, nach dem niemand einen Komplizen verrät. Doch gerade in diesem Ehrgeiz liegt die Gefahr sich zu überschätzen. Nach einigem Hin und Her musste ich mir eingestehen, dass ein anderer Weg eventuell der bessere war.

Ich checkte die Liste der Lieferanten. Auch wenn das Kaparsky nicht zuletzt wegen seiner Security einen ausgesprochen guten Ruf hatte und gerade wegen seiner Abgelegenheit und der damit verbundenen Ruhe bei Politikern und diversen Showgrößen überaus beliebt war, musste es doch irgendwo in diesem Sicherheitskonzept einen Schwachpunkt geben. Die kurze Vorbereitungszeit von einer Woche machte es mir nicht leichter. Letztendlich pickte ich mir drei Lieferanten und Dienstleister heraus, die das Hotel in regelmäßigen Abständen anfahren. Der Gastronomiegroßhandel stand ganz oben auf meiner kurzen Liste. An jedem Morgen gegen 9 Uhr fuhr ein Kühlwagen am Lieferanteneingang vor, um die bestellten Waren zu bringen. Er fuhr jedes Mal die gleiche Route, immer dieselbe Tour. Darüber hinaus wurde das Hotel an jedem Dienstagnachmittag von einer Brauerei beliefert. Doch diese Informationen allein reichten bei weitem nicht aus, um mir ein Bild zu machen. Ich musste die Nobelherberge unbedingt aus der Nähe beobachten, um zu sehen wie lange die einzelnen Liefervorgänge dauerten. Ich war mir sicher, dass sich eine Möglichkeit eröffnen würde, um unauffällig in das Hotel zu gelangen.

Bewaffnet mit Feldstecher, Nachtsichtgerät einer Decke und ausreichend Proviant begab ich mich also in aller Herrgottsfrühe in das unmittelbar an das Hotel angrenzende Wäldchen. Zu meiner Freude stieß ich dort auf einen Hochsitz, von dem aus ich geradezu einen Logenplatz auf das Kaparsky hatte.

Der Tau lag noch schwer über den Gräsern und dem Blattwerk der Sträucher. Der Waldboden schluckte jeden Laut, den meine Füße beim Gehen verursachten. Fast schien es so, als wollte er den Bewohnern des Waldes meine Anwesenheit verschweigen. Erste Sonnenstrahlen brachen durch die Baumwipfel, durchschnitten die mattmilchigen Nebelschwaden, die von der Nacht zwischen den Ästen und Zweigen der Gehölze vergessen waren. Aus der Ferne hallten die Rufe eines Käuzchens und über das Feld, an dessen Rand der Hochsitz errichtet war, wechselte eine Rote Schwarzkittel. Allmählich erwachte ein neuer Tag.

Ich setzte das Fernglas an und konzentrierte mich auf das Geschehen am Hotel. In kurzen Abständen befuhren einige Autos die Zufahrtsstraße, parkten auf einem kleinen Parkplatz, der etwas abseits lag, und verschwanden in einem Nebeneingang des Hotels. Ich mutmaßte, dass es sich um Angestellte handelte. Kurze Zeit später zeigte sich, dass ich mit meiner Schlussfolgerung richtig gelegen hatte. Die Nachtschicht verließ ihren Arbeitsplatz. Ich zählte vier Männer, von denen ich drei wegen ihrer Uniform zum Sicherheitsdienst zählte. Der Vierte konnte der Nachtportier gewesen sein. Eine junge Frau begleitete ihn. Sie unterhielten sich angeregt, machten Späße und stiegen schließlich in einen alten Polo, um gemeinsam davonzufahren.

Nach und nach füllte sich der kleine Personalparkplatz seitlich des Hotels. Ich hielt jedes Fahrzeug mit Kennzeichen und Uhrzeit in einer Liste fest. Bis halb neun Uhr zählte ich vierzehn Fahrzeuge. Auf dem Gästeparkplatz hingegen blieb noch alles ruhig. Eine halbe Stunde lang tat sich nichts. Erst das Auftauchen eines Lieferwagens erregte wieder meine Aufmerksamkeit. Seiler, Gastronomiebedarf, las ich den seitlichen Werbeaufdruck. Der Kühlwagen umkurvte den Personalparkplatz und hielt direkt vor dem Nebeneingang, durch den zuvor die Angestellten ein und ausgegangen waren.

Vom Bauplan des Hotels her wusste ich, dass sich der Küchentrakt links des Ganges befand, durch die das Personal in die Sozialräume gelangte. Der Fahrer lud einige Kisten auf die Laderampe, die der Koch zunächst begutachtete, bevor sie in das Gebäude getragen wurden. Das Kaparsky schien seinen Gästen tatsächlich nur das Beste zukommen lassen zu wollen. Ich nahm mir vor die Küche bei Gelegenheit auszuprobieren.

Der Kühlwagen war kaum abgefahren, als in kurzen Abständen der Wagen einer Wäscherei, die Müllabfuhr und gleich darauf die Post vorfuhren. Erst um 9 Uhr 20 kehrte wieder Ruhe ein. Das musste in etwa die Zeit sein, in der die Augen der Medusa von der Werttransportfirma abgeholt und in das Museum gebracht wurden. Damit stand für mich fest, dass ich genau diese halbe Stunde nutzen musste, um an die Smaragde heranzukommen.

So beeindruckend ich auch den Sonnenaufgang und die schönen Seiten des Frühlings empfunden hatte, so kalt war mir trotz Decke inzwischen geworden. Der kalte Ostwind pffiff ohne Unterlass durch die grob zusammengefüigten Stämme, aus denen der Hochsitz gefertigt war. Hinzu kam die Enge, in der ich mich nur sporadisch bewegen konnte. Für den ersten Tag hatte ich genug gesehen. Nun galt es die gemachten Beobachtungen in einen, wie man so sagt, todsicheren Plan umzusetzen.

-3-

Zwei Tage später war es soweit, der Maharadscha von Punjab, nebst einem ganzen Schwarm von Bediensteten, Leibwächtern, Köchen und den Augen der Medusa, landete auf dem Forschungs- und Regionalflughafen Braunschweig Waggum. Das Medieninteresse war wie erwartet groß. Selbst ein Fernsichteam des NDR war vor Ort. Der Ministerpräsident Niedersachsens und der Oberbürgermeister der Stadt ließen es sich nicht nehmen, den

Maharadscha mit allen militärischen Ehren willkommen zu heißen. Ich selbst war einer der zahlreichen Zaungäste, die das Spektakel aus einiger Entfernung beobachteten.

Der indische Staatsmann war eine stattliche Erscheinung mit beachtlichen Rundungen. Auf den ersten Blick, den ich durch mein Fernglas auf ihn richtete, unterschied er sich nur in der Farbe seiner Haut von einem durchschnittlichen Mitteleuropäer. Natürlich hatte ich, nebst Bildern, eine ganze Menge Infos über den blaublütigen Herrn zusammengetragen und bereits eingehend studiert, aber dies war bei Leibe kein Vergleich zu der Pracht, die er und sein Hofstaat schon auf dem Rollfeld verbreiteten.

Wie ich erst am Morgen aus der Zeitung erfahren hatte, war der Maharadscha nicht nur wegen der Leihgabe seiner Smaragde nach Braunschweig gekommen. Es sollten auch Verhandlungen über einige wirtschaftliche Großprojekte geführt werden. Überdies wollte er sich einen neuen Wagen zulegen. Wen wundert es da, dass in diesem Zusammenhang immer wieder die Marke Phaeton fiel. Klar, dass es da genau solch eine Nobelkarosse war, die auf dem Rollfeld für den Maharadscha bereit stand. Wenn genug Geld im Spiel war, ließ man sich halt nicht lumpen.

Abseits dessen luden die Wachleute den kostbaren Schrein, in dem sich die Smaragde allem Anschein nach befanden, in ein gepanzertes Fahrzeug der Wert Transport Union um. Dabei wurden sie durch Beamte der Flughafensicherheit, der Polizei und durch die Leibgarde des Maharadschas unterstützt. Ich hatte das Gefühl, dass sie sich gegenseitig argwöhnten. Nachdem die hohen Herrschaften ihre Sänften bestiegen hatten, setzte sich der Tross in Bewegung. Einige Minuten später, keine fünfzig Meter von mir entfernt, rollte die Blechkarawane vorüber. Ich nahm jenes Kribbeln auf meiner Haut wahr, welches ich immer dann verspüre, wenn sich etwas von unermesslichem Wert in meiner Nähe befindet. Nennen Sie es Phantasterei, ich nenne es Instinkt.

Der Anlass meiner Begierde war also unbeschadet gelandet. In zwei Tagen begann die Ausstellung. Bis dahin hatten die Organisatoren noch eine Menge zu tun – und ich natürlich auch. Ich war schon sehr gespannt, in welcher Art und Weise die Augen der Medusa dem Publikum präsentiert werden sollten. Auf nichts in der Welt wollte ich mir diese Pracht entgehen lassen. Ich nutzte selbstverständlich die Gelegenheit, um meine neue Eroberung zu einem Museumsbesuch mit anschließendem Abendessen einzuladen.

-4-

Die durchweg gelungene Ausstellung lenkte das Interesse der Besucher über früheste Fundstücke der verschiedensten Epochen, bis hin zu britischer Kolonialzeit. So wechselten steinzeitliche Gebeine Homo sapiens, Knochenfunde prähistorischer Tiere mit religiösen Grabbeigaben verschiedenster Glaubensrichtungen. Aus einem dieser Königgräber stammten die Augen der Medusa, wie sie vom Entdecker der Grabkammer genannt worden war. Renate und ich mussten viel Geduld haben, um die Kostbarkeiten bewundern zu können. Klar, dass gerade die Grabbeigaben die Besucher in ihren Bann zogen. Als auch wir endlich staunend davor standen, konnte ich verstehen, weshalb der Andrang gerade in diesem Teil der Ausstellung so groß war. Was die Museumsleitung hier zusammen getragen hatte, war à la boneur.

Was mich an dieser Stelle am meisten interessierte, war zweifelsohne die Art und Weise, wie die Smaragde gesichert waren. Klar, dass man solche Kostbarkeiten nicht frei zugänglich herumliegen lässt. Mein geschultes Auge entdeckte Sensoren unter dem Samtkissen, auf dem die Edelsteine ruhten. Sie registrierten jede auch noch so kleine Berührung des Glaszylinders, der wie eine Käseglocke über die Edelsteine gestülpt war. Auch wenn man diese Sicherung überwinden könnte, wäre man noch längst nicht am Ziel seiner Begierde angelangt. Ich vermutete unter dem Schauglas eine Indifferenzmessung, die jede Veränderung der darunter herrschenden Luftdruckverhältnisse sofort anzeigen und einen Alarm auslösen würde.

Schon beim Betreten des Raumes hatte ich die mechanischen Sicherungselemente in den Türen und Fenstern bemerkt. Sie würden es im Alarmfall jedem Dieb unmöglich machen, den Raum zu verlassen. Hinzu kamen die beiden mit Krummsäbeln bewaffneten Wächter des Maharadschas, die nur mit Leibchen bekleidet, ungerührt beiderseits der Vitrine standen und bereit waren, die Smaragde mit ihrem Leben zu verteidigen. Selbst wenn es mir also gelungen wäre, die technischen Hindernisse zu überwinden, hatte ich es noch mit ihnen zu tun, was mir dann doch zu viel des Guten war. Angesichts dessen erschien mir die getroffene Entscheidung, die Smaragde im Hotel an mich zu bringen, die vernünftigste Variante zu sein. „Hast du die beiden Kerle gesehen?“, fragte Renate begeistert. Ich sah sie ungläubig an. „Wir waren hier, um uns die Grabbeigaben anzuschauen und nicht die Typen, die sie bewachen.“ Meine Begleiterin schmunzelte. „Hast du ihre Muskeln gesehen?“ Ich tat einen Seufzer und verdrehte die Augen. „Frauen.“

-5-

Riddagshausen, Freitag Morgen, 8:35 Uhr. Hotel zum Stern.

Der Lieferwagen der Wäscherei Saubermann hielt vor den Seitenausgang des Hotels. Der Fahrer stieg aus und öffnete die Hecktüren des Wagens. Er griff sich einen großen Korb und verschwand im Gebäude. Dies war der Augenblick, auf den ich gewartet hatte. Ich verließ mein Versteck und nutzte die Gelegenheit, um in den Laderaum des Ford Transit zu gelangen. Da der Wagen noch zu einem guten Teil mit Wäschekörben gefüllt war, konnte ich mich problemlos zwischen ihnen verbergen.

Kurz darauf flogen die Ladetüren zu und der Fahrer stieg wieder ein. Der Motor brummte kurz auf und der Sprinter setzte sich in Bewegung. Aus meinem Versteck heraus konnte ich sehen, wie der hagere Typ hinter dem Steuer nach links in Richtung Bundesstraße 1 abbog.

8:42 Uhr, bislang verlief alles nach Plan. Innerlich betete ich darum, dass die Bundesbahn an diesem Morgen pünktlich war. Die Häuserfluchten entlang der Straße rissen abrupt ab. Bäume herrschten nun vor. Immer wieder flog mein Blick zur Uhr. Dann endlich – der Wagen wurde langsamer und stoppte schließlich. Manchmal war selbst auf die Bundesbahn Verlass. Aus den Fenstern der Hecktüren erkannte ich die Waldgaststätte zum Grünen Jäger.

Während der Motor des Wagens erstarb, tränkte ich ein Tuch mit Chloroform. Ich brauchte nichts überstürzen, konnte mir Zeit lassen, denn die Schranken würden mindestens für 10 Minuten geschlossen bleiben. Das hatte ich in den letzten Tagen mehr als einmal abgecheckt. Als sich der Fahrer zum Handschuhfach reckte, nutzte ich die Gelegenheit und presste ihm das getränkte Tuch vor Mund und Nase. Es dauerte nur einen kurzen Moment, bis er das Bewusstsein verlor. Die verabreichte Dosis würde ihn für mindestens eine Stunde außer Gefecht setzen, da war ich mir sicher. Noch während ich ihn in den Laderaum schleifte, zog ich ihm den Kittel aus.

W. Mayer stand auf dem kleinen Namensschild an der Brusttasche. Ich riss es ab und klettete mein eigenes daran. *Leo Loewe*, las ich schmunzelnd. Viel Platz hatte ich nicht in dem engen Zwirn, aber ich brauchte ihn ja nicht zuzuknöpfen. Ich setzte mich hinter das Lenkrad und sah mich um. Niemand hatte etwas von dem Fahrerwechsel bemerkt. Nach einer kleinen Ewigkeit donnerte endlich ein Güterzug durch. Kurz darauf hoben sich die Schranken und der Verkehr rollte wieder. Auch der Lieferwagen der Wäscherei Saubermann setzte seine Fahrt fort.

Der nächste Halt auf der Kundenliste war das Hotel Kaparsky. Ich fuhr den Wagen genau so vor, wie ich es einige Tage zuvor vom Hochsitz aus beobachtet hatte. Zunächst umkurvte ich den großen Parkplatz, auf dem die Limousinen des Maharadschas abgestellt waren, dann den kleinen, seitlich vom Hotel gelegenen Stellplatz für das Personal. Ich stoppte den Lieferwagen exakt an der Stelle, an dem W. Mayer es getan hätte. Wie selbstverständlich sprang ich aus dem Wagen und öffnete die Hecktüren. Drei Wäschekörbe waren für das Kaparsky bestimmt. Ich nahm die darauf liegenden Plastikschildchen herunter und trug den ersten Korb hinein.

Laut Bau und Konzessionsplan befand sich die Wäschekammer auf der rechten Seite des Ganges, noch vor den Sozialräumen. „Hallo, ein neues Gesicht?“, fragte eine junge Frau mit Kittelschürze. „Nö, ich fahre sonst eine andere Tour. Bin heute mal für den Kollegen eingesprungen,“ erklärte ich überzeugend. „Walter ist wohl krank?“, mutmaßte sie besorgt. „Nö, nö, hat sich nur nen Tag frei genommen.“ „Warten Sie, Leo,“ bat sie mich musternd. „Für einen Moment lang glaubte ich, irgendetwas an meiner Verkleidung wäre nicht mehr in Ordnung. Aber weder der falsche Bart noch das vorgetäuschte Tattoo auf dem Handrücken waren beschädigt „Ich mache Ihnen die Tür zur Wäschekammer auf.“ Ich atmete erleichtert auf. „Oh, das ist nett.“ „Gern geschehen, vielleicht sieht man sich mal wieder.“ „Würde mich freuen,“ entgegnete ich grinsend. „Tja, ich muss leider weiter, aber Sie finden sich sicher auch ohne mich zurecht.“ Ich nickte beflissentlich, während ich im Wäscheraum verschwand.

8:58 Uhr. Nun war Eile geboten. Die ganze Aktion durfte nicht länger als 8 Minuten dauern. Genau dies war die Zeitspanne, in der ich den Lieferwagen der Wäscherei in den vergangenen Tagen auf dem Parkplatz beobachtet hatte. Das unfreiwillige Plauschchen hatte mir leider einige wertvolle Sekunden gekostet. Aber wichtig war, dass bislang niemand Verdacht geschöpft hatte. Ich schloss die Tür hinter mir und ging in den Nebenraum hinüber. Der im Bauplan verzeichnete Wäscheschacht befand sich hinter einer Klappe aus Chromagan. Ich schob den davor stehenden Container zur Seite und streifte die Gummihandschuhe über, die mir, neben den mit einer speziellen Sohle beschichteten Schuhen, auf dem Weg nach oben, den nötigen Halt geben sollten.

Der quadratische Schacht, der ebenso gut zu einer Klimaanlage gehören konnte, hatte eine Breite von nicht mehr als 60 Zentimeter. Er führte senkrecht in die Höhe. Um in die zweite Etage zu gelangen, musste ich etwa 8 Meter überwinden. Angesichts der wenigen Zeit, die mir verblieb, sicher kein leichtes Vorhaben. Den Rücken gegen die eine Wand des Schachtes, die Füße gegen die gegenüberliegende und die gummierten Hände unter den Hintern, presste ich mich Stück um Stück nach oben

Ich war etwa zwischen erster und zweiter Etage, als im dritten Stockwerk eine Klappe geöffnet wurde. Hatte man mich womöglich entdeckt? Sekunden später wusste ich die Antwort. Eines der Zimmermädchen warf einen Wäschesack in den Schacht. Sämtliche Muskeln und Sehnen meines Körpers spannten sich noch mehr an, als sie es ohnehin bereits waren. Einen Wimpernschlag später verspürte ich einen Aufprall, der sich am ehesten mit der Kollision eines Punchingballes vergleichen lässt. Es war nicht das Gewicht des Wäschesacks, welches mich in diesem Augenblick aus dem Gleichgewicht zu werfen drohte, als vielmehr die Wucht, mit der er auf meinem Oberkörper prallte.

Irgendwie hatte ich es geschafft, wieder Halt zu bekommen, als über mir ein weiterer Sack eingeworfen wurde. Dies war der Moment, in dem ich die Genialität meiner Idee anzweifelte. Nun gut, es gelang mir auch jetzt, meine Position im Schacht zu halten. Leider Gottes war der Platz, um die Säcke an mir vorbei nach unten durchzudrücken, äußerst knapp bemessen. Als ich den zweiten Wäschesack in Augenhöhe hatte, schwanden mir fast die Sinne. Die Wäsche roch, als hätte eine Bärenfamilie darin ihren Winterschlaf absolviert.

Ich fluchte innerlich, für derartige Kletterpartien wurde ich allmählich zu alt. Endlich an der Luke angelangt, die den Wäsche- mit dem Fahrstuhlschacht verband, waren bereits mehr als 6 Minuten vergangen. Mein Zeitplan geriet ins Wanken. Wenigstens ließen sich die zwei Schrauben der Klappe ohne Schwierigkeiten entfernen. Ich sah hindurch und stellte beruhigt fest, dass sich der Personenaufzug noch in einem der unteren Stockwerke befand. Doch dies änderte sich, kaum dass ich den Gedanken vollendet hatte.

Der Fahrstuhl setzte sich in Bewegung. Ich musste mich beeilen, um durch die schmale Luke auf die im Schacht befindliche Notleiter und von dort aus auf das Dach der Kabine zu gelangen. Mein eigentlicher Plan sah vor, auf den stehenden Fahrstuhl zu steigen, aber dazu war es nun offensichtlich bereits zu spät. Aller Voraussicht nach waren es die Leute des Maharadschas, die den Lift angefordert hatten. Ein Blick zur Uhr bestätigte meine

Vermutung. Es war genau die Zeit, zu der die Smaragde an jedem Morgen ihre Reise ins Museum antraten.

Zwei Meter noch und der Aufzug hatte die Luke erreicht. Meine Hände hatten bereits die Sprossen der Leiter umklammert, aber noch steckte mein Körper unterhalb der Gürtellinie in der Luke. Irgendetwas hatte sich verhakt, hinderte mich daran, ganz hindurch zu gelangen.

Einen Meter noch! Eigentlich bringt mich nichts so leicht aus der Ruhe, aber allmählich wurde es brenzlich. Meine Bemühungen, endlich frei zu kommen, wurden hektischer, die Flüche, die ich innerlich ausstieß, heftiger.

Ein letzter, verzweifelter Versuch katapultierte mich, gewissermaßen in letzter Sekunde, aus der Luke, geradewegs auf das Dach des Fahrstuhls. Ein paar Zentimeter nur, und zwei etwa gleich große Hälften von mir hätten zerteilt im Wäscheraum gelegen, beziehungsweise dort, wo ich mich nun in voller Länge befand. Es blieb nicht viel Zeit, um darüber nachzudenken, denn der Lift näherte sich bereits der dritten Etage.

Ich öffnete den Notausstieg im Kabinendach und schob einen dünnen Schlauch und eine kleine Minikamera durch die Kabeleinführung der Innenraumbeleuchtung. Die Türen des Fahrstuhls schoben sich bereits auseinander, als ich die Klappe des Ausstiegs wieder schloss. Ich schaltete das Handy ein. Über seine Infrarotschnittstelle empfing es das Bild aus der Kabine. Ich sah die drei Leibwächter des Maharadschas und den Schrein, in dem die Smaragde transportiert wurden. Die Lifttüren schlossen sich wieder. Pures Adrenalin schoss durch meine Adern, während ich das Ventil der kleinen Flasche mit Betäubungsgas aufdrehte. Der Fahrstuhl setzte sich in Bewegung. Das Betäubungsmittel entfaltete bereits seine Wirkung. Noch bevor die Leibwächter begriffen, was mit ihnen geschah, sackte einer nach dem anderen zusammen und verlor das Bewusstsein. Ich durfte keine Zeit verlieren. Der Aufzug passierte gerade die zweite Etage, als ich die Notausstiegklappe in der Fahrstuhldecke wieder öffnete. Ich holte noch einmal tief Luft und schwang mich in die Kabine. Mein erster Griff ging zum Notausschalter, der den Lift nach meinem Dafürhalten in der ersten Etage stoppte. Ein kurzer Blick reichte aus, um zu sehen, dass mir von den Herren in den weißen Kaftan kein Ungemach drohte.

Schwieriger wurde es da schon mit der Luft. Auch wenn inzwischen bereits ein großer Teil des Betäubungsmittels über den Notausstieg entwichen war, so würde es sicher immer noch genügend Wirkung verbreiten, um auch mich für einige Zeit außer Gefecht zu setzen. Ich verlor also keine Zeit und rammte den mitgebrachten Schraubendreher zwischen die Türhälften des Fahrstuhls und drückte sie mit dem nötigen Kraftaufwand auseinander.

Ein zufriedenes Lächeln umspielte meine Lippen, als ich sah, dass ich den Lift beinahe ebenerdig zum Stehen gebracht hatte. Die einströmende Luft verflüchtigte das Betäubungsmittel umgehend. Ich konnte wieder gefahrlos atmen. Erst jetzt widmete ich mich dem Schrein mit den Smaragden. Wie nicht anders erwartet, war er verschlossen. Ich musste ihn also mitnehmen. Ein Blick zur Uhr zeigte mir, dass ich mein Zeitfenster bereits um einige Minuten überschritten hatte. Noch bestand kein Grund zur Sorge, aber weitere Verzögerungen musste ich unbedingt vermeiden.